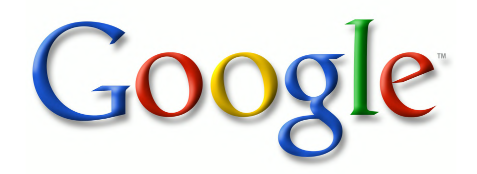
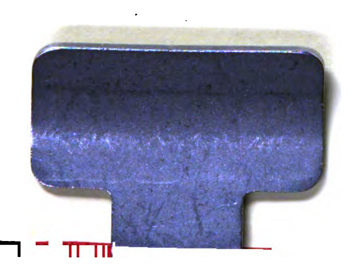






DATE DUE

~~DEC 1 3 1975 S~~			
GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

Plaudereien

mit der

Herzogin von Seeland.

Von

Hermann Heiberg.

Zweite Auflage.

Hamburg.
Karl Grädener.
1884.

Plaudereien

mit der

Herzogin von Seeland.

Von

Hermann Heiberg.

Zweite Auflage.

Hamburg.
Karl Grädener.
1884.

Vorwort zur ersten Auflage.

Indem ich die nachstehenden Skizzen mit all ihren Fehlern — auch ihren Druckfehlern*) — hiermit der Oeffentlichkeit zu übergeben wage, erlaube ich mir, auf die einleitenden Worte zum Ganzen hinzuweisen.

Ich hoffe, daß diese eine etwas nachsichtigere Beurtheilung meiner Arbeit ermöglichen werden.

Berlin, im März 1881.

Der Verfasser.

*) Trotz einer im Uebrigen sorgfältigen Correctur findet sich leider im nachstehenden Texte eine mehrfach vorkommende Wortentstellung, indem wiederholt das Wörtchen „Chor" statt „Corps" (siehe u. A. S. 126) gesetzt wurde. Der für diese Arbeit verantwortlich engagirte Corrector vermochte, da die Bogen rasch hinter einander fertig gestellt waren, nur ein „pater peccavi" zu sagen.

Der Verleger.

I.

Obgleich ich mich für den Inhalt dieser Plaudereien vor Niemandem zu verantworten habe, als vor Ihrem barmherzigen Gemüth, gnädige Frau, so will ich doch einige Worte voraussenden.

Diese Aufsätze — ein Product des Unbewußten, — hat eine müßige Stunde und Laune geboren und grade so erscheinen sie hier.

Oft stehen die Gedanken nicht einmal im Zusammenhange. Es ist geschriebenes Sprechen, als ob wir zusammen in einem offenen Wagen säßen, durch eine lachende Gegend führen und über allerlei plauderten, — hin und her, — oder am Theetisch, — bequem zurückgelehnt — und Sie dann plötzlich unterbrechend sagen: „Haben Sie wieder meinen Schemel in Besitz genommen?“ was ich bekanntlich mit Vorliebe thue.

Dieses mit Druckerschwärze Geschriebene macht keinen Anspruch darauf, gelesen zu werden, —

nicht einmal von Ihnen, gnädige Frau. Denn die Bücher seiner Freunde liest man bekanntlich nicht; man kritisirt sie nur und legt sich dann schlafen.

Ich werde Ihnen nach und nach erzählen, was darin steht und Sie werden wenigstens mit Ihrem Gerechtigkeitssinn wie Lear sagen: Ein Hund, ein Pferd, 'ne Maus soll Leben haben und du nicht einen Hauch!?

Ein Hauch meines Geistes ist es, der in diesen Blättern weht, — Sie finden Erlebtes und Erdichtetes, — aber friedfertig und harmlos Denn wenn man ein Kostgänger hier auf Erden ist und das vielbändige Buch der Erfahrungen nur ein wenig durchgeblättert hat, wundert man sich über nichts mehr und dünkt sich namentlich nicht besser, als irgend Einer, den Gott mit einer Nase und zwei Ohren erschaffen hat und wäre erstere auch tulpengelb und letztere bileamisch.

Wegen dieses neugebildeten Adjectivs bitte ich übrigens in Paranthese um Verzeihung!

Es wäre mir schon lieber, Ihnen einen neuen Thomas-a-Kempis, oder zur Abwechslung etwa eine Philosophie des Bewußten zu widmen, als diese taumelnden, auf's Papier geworfenen Buchstaben, denen es ebenso sehr an Tiefe wie an Grazie

gebricht. Da ich letzteres selbst offen einräume, so ist glücklicher Weise das Gift dem Stachel benommen und ich brauche den Rest Ihrer Kritik nicht zu fürchten.

Sie wissen es sicher noch eben so gut wie ich, gnädige Frau, daß wir uns bei erster Begegnung unausstehlich fanden. Meistens ist das ein Kitt für das ganze Leben, denn nichts verzeihen wir uns leichter, als uns in dieser Richtung in unserem Urtheil geirrt zu haben.

Ich watete, langsam vorwärtsschreitend, jeden Morgen durch den heißen Dünensand der Insel, und wenn ich Ihr Kleid von ferne schimmern sah, dachte ich: „Schon wieder diese unvermeidliche Grazie mit den mißtrauischen Augen" — und wollte ausbiegen, was bekanntlich an diesem Strande unmöglich ist, da zur Rechten das weite Meer und zur Linken häuserhohe Dünen alle seitlichen Ausweichungen verhindern. Auch die anfänglich drückende Höflichkeit Ihres Gatten fürchtete ich. Es war eine jener Formen der Höflichkeit, die irgend eine Stimme aus dem Soufleurkasten der geselligen Politesse herausflüsterte, während

die Stimme des Herzens weit entfernt in irgend einer Kastanienallee spazieren ging! Apropos Kastanienallee!

Ja, wenn die Insel solche besäße!

Sobald man seinen Körper den Nordseefluthen entzogen hat und die von Seesalz gepeinigten Poren und die von heißer Sonne erhitzte Haut in den Schatten bringen will, muß man sich in die Hinterzimmer der einstöckigen „Bauernkaten" flüchten, bis man von Müdigkeit überwältigt und durch Hühnergegacker eingeschläfert, Morpheus eine Mittagsvisite macht.

Ja! es waren schöne, unvergessene, einförmig-erquickliche, herzensfrohe, gesunde, ungebundene, sorglose, wonnevolle Tage! Die Tage von damals müßten bei solcher Schilderung ihrer Eigenschaften eigentlich noch nachträglich dankbar den Hut abnehmen. Sie thuen es nicht; aber wir thuen es vor ihnen, — nicht so, gnädige Frau?

Sorglose Tage! In diesem Worte liegt ja das ganze Geheimniß der See-, Fluß-, Luft- und Mineralbäder.

Denn wenn man nur wollte, könnte man den modischen „Zusatz" der Sommer-Ausflüge zu Hause auch genießen. Es ist ja nur die Ablösung von dem Polizeiwachtdienst des Alltäglichen, was

die sogenannten Bade- und Erholungsreisen werthvoll macht. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme und ferne sei es von mir durch meine Behauptungen neue Auflagen der balneotherapeutischen Lehrbücher verhindern zu wollen!

Ich wollte heute mit Ihnen von unserem Nordseebade schwatzen!

O du duftende Haide, in der die Sonne zitternde Tänze aufführt! Du träumerisch-geheimnißvolle Einsamkeit mit deinem unbeschreiblichen Zauber! Du heilige Stille, die du mit deinem erhabenen Schweigen die Gräber unserer Vorfahren einhüllst und ihren tausendjährigen Schlaf bewachst!

Und hinter der Düne, welch' lebendiges Bild trotz scheinbarer Einförmigkeit!

Ein leises Tosen schlägt an unser Ohr, wenn wir den Hohlweg durch die Sandhügel wandeln. Und nun liegt plötzlich das tiefblaue Meer vor uns wie ein eben aufgeschlossenes, großes Geheimniß. Vor uns auch der helle, weiße Strand, gleich einer einzigen riesigen Sandwelle, die sich allmälig in die Bastionen der Dünenketten verliert und bald an die Spitzen der Sandberge hinauffliegt, bald zurückwandert, — je nachdem der Sturm über das Meer herbraust oder ein Landwind über die

Insel jagt. Farbenprächtige Wasser brechen sich an dem endlosen Sandstreifen und verwandeln sich in sterbende Wellenkörper, welche die nachtreibenden Wogen auf den glatten Meerkiesboden werfen, wie wesenlose Schaumseelen, die ihr Werk vollendet haben und nicht mehr angehören dem nassen, thätigen, lebendigen Element, das murmelnd grollt, rauschend kommt, geht, auftaucht und verschwindet, unbeirrt, ohne Widerstand, in stummer, selbstbewußter Majestät! — —

Weiter in die Ferne schweift unser Blick. Er bleibt haften auf der gesättigten blauen Gouachefarbe der See mit ihren Schneeballköpfen und dem breiten flimmernden Goldgürtel, den die Sonne liebkosend darauf legt.

Drunten im Windzelt aber saßen wir und schwatzten sehr ernsthafte Dinge: über angenehme Geselligkeit, strohhutbekleidete Damen, den Table d'hôte-Kalbsbraten, theure Wohnungen, Kopfweh und französische Literatur.

Ein ander Mal plauderten wir über Hünengräber und Politik, die Dünen und über „Mangel an Lebensart“. Damit aber zielten Sie auf mich ab, gnädige Frau, denn ich hatte bei der ersten Begegnung keinen Cylinderhut auf, den man nämlich leichter schnell-tief herabziehen kann, als

eine weiche Sommerbedeckung, wie ich sie in der Gestalt eines breitkrämpigen Strohhuts trug. Ich bitte deßwegen noch nachträglich in allen lebenden und todten Sprachen ganz ergebenst um Entschuldigung!

Allmälig erst gingen Sie auf wie eine freundliche Blume, wie ein Brodteig im Backofen der versöhnlichen Stimmung und Sie sprachen an einem sonnigen Morgen jene unvergessenen, zutraulichen Worte, die mir wie Musik klangen und die in ihrer Wirkung das Getose der Nordseewellen übertönten:

„Haben Sie etwa *zufällig* eine Stecknadel bei sich?"

Hätten Sie mich damals gefragt, „Haben Sie zufällig eine Kaminuhr, einen Kronleuchter, ein Conversationslexicon, eine Badewanne oder ein Königreich bei sich," — was weiß ich, — ich würde in die Tasche gegriffen haben, um Ihnen den ersten kleinen Dienst zu leisten.

Nachdem ich Ihnen die gewünschte Stecknadel geborgt hatte, (ich verschenke wohl Königreiche, aber keine Stecknadeln), sagten Sie: „Werden Sie heute nicht einmal mit uns diniren?" was zur Folge hatte, daß ich bei Tisch meinen sorgfältig überlegten Tages-Etat vollständig auf

den Kopf stellte, indem ich zwei Flaschen Rothwein und eine ganze Flasche Champagner im Preise von neunzehn deutschen Reichsmark auf Ihr Wohl trank, — und die freundliche, rothe, freundschaftfördernde Traube vermittelte schneller und gefälliger die weitere Grundsteinlegung unserer Bekanntschaft.

Und Dr. S. erzählte uns von Afrika's heißer Sonnenhitze, Kameelen, braunen arabischen Männern und dunkeläugigen Mädchen, von Arbeit und Entbehrung, von Erfolg und Freiheit. Wir fuhren damals über die stolprigen Haidewege und wanderten dann in heiterem Gespräch über die kahlbestandenen Felder, bis wir auf einem Stück Erde rasteten, an deren Fuß das friedliche Binnenwasser der Nordsee kaum eine Welle kräuselt, und wenn es einmal aufplätschert, dem Strande wohl die alten Sagen zuflüstert von Ubbo dem Friesen, der einst als ein Gewaltiger auf dem Eilande herrschte und Friesen und Jüten in wilden Seeschlachten zusammentrieb.

Wir standen und lauschten. Die der Insel eigenthümliche, lautlose, kaum von Vogelgezwitscher, niemals von fröhlichen Menschenlauten oder Hundegebell unterbrochene Stille umgab uns auch hier. Und der Meeresspiegel so glatt und unbewegt!

Und dann plötzlich erschienen die Schneeflügel einer Möve am Wasser. Aber der auftauchende Kopf der Fischotter scheuchte den Vogel und sein ängstlich kreischender Schrei unterbrach auf einmal schreckhaft das geheimnißvolle Schweigen! — —

Erinnern Sie sich noch, gnädige Frau, mit welchem gerechten Entzücken wir diese reizende Einfalt der Natur bewunderten und wie empfänglich wir waren, Gottes herrliche Welt schauen und uns ihr freuen zu dürfen.

Sie können sich noch zurückversetzen in unsere sorglos-glückliche Stimmung und in jenes Gefühl unausgesprochener, unzerstörbarer, gegenseitiger Werthschätzung, die da ist eine der herrlichsten Blüthen des menschlichen Verkehrs, — die Bedingung dauernder Freundschaft und das unvergängliche Zaubermittel ihres Bestehens.

Durch den dunklen, warmen Abend strebten wir mit unseren Freunden den Dünen zu und standen bald neben einander, oft einander nicht erkennend, — am Strande vor dem jetzt unsichtbaren, brausenden und tobenden, geheimnißvollen Element.

Begehrlich sogen wir auf den kräftigen Duft der See und schauerten, wenn ein stärkerer Wind unsere Gewänder erfaßte, oder die Welle

plötzlich unsere Füße netzte. In unheimlichen Pausen drang das stürmende Geräusch des unruhig wandernden Poseidon an unser Ohr. Es war wie ein Athemholen der gewaltigen Natur mit ihren Riesenlungen!

Ueber uns aber blitzten die goldenen, flimmernden, freundlich-zärtlichen Augen himmlischer Geister, die wir Sterne nennen und diese Sterne hielten unbewegt vor der hastenden Unruhe der tosenden Wogen die tausendjährige, einsame Wacht an dem dunklen schweigenden Firmament, über dem wir uns den Allmächtigen denken, der in seinen Geisterhänden jene Fäden hält, ohne Anfang und Ende, welche die Unendlichkeit der Schöpfung umspannen. — —

II.

Sie wollen wissen, welche die schönsten Tage meines Lebens waren, gnädige Frau?

Sie sind alle wunderschön gewesen!

Die kalten, frierenden, die sich hineindrängten, haben mich die sonnigen mit all ihrem Vogelsang und ihrer stillen oder jauchzenden Freude doppelt genießen lassen. Ich habe jene wie Pagen betrachtet, die in verdeckten Körben die unaufgebrochenen Blumen-Knospen trugen, welche morgen in leuchtender Pracht aufblühen würden, um meinen Lebenstisch zu zieren. Ich kann sie nicht entbehren, wie ich die Nacht nicht missen kann, die mich nur deßhalb in ihre dunklen Schleier hüllt, damit ich den neugebornen Tag mit um so größerer Wonne begrüße und in seinen Freuden mit erhöhter Genußfähigkeit schwelge Es geht mir wie dem Vogel, der zwar bei Regenschauern in das dichtere Laub flüchtet, wenn aber die Sonne ihre Lichtwellen durch die Wälder strömen

läßt, jubelnde Dankeslieder zwitschert: „daß nun alles wieder so wunderbar bestellt ist!“

Der erste schönste Tag meines Lebens war der Tag meiner Geburt!

Die Hähne krähten, der Maulwurf warf im Garten auf, die Nelken sprangen aus den Knospen und dufteten, die Sonne warf Goldstrahlen auf's Dach, unsere Wetterfahne begann ein leises Thurmlied zu singen, die Buntekuh hatte im Stalle ein Kalb geworfen und mein Vater rannte im hastigen Glücksungestüm die Treppe hinab! — — Was war's? Was bedeuteten alle diese Vorzeichen? „Ein Kind ist da!“ „Junge oder Mädchen?“ „Ein Junge!“ — „Hurrah! Ein Junge?“ Und das war ich!

Und die Taufe kam. Seidene Kleider rauschten, die Luft war voll Schwüle und Parfüm, die Blumen um das Taufbecken leuchteten und alles war ernsthaft. Die Worte des Predigers schlossen mit einem frommen „Amen“, feuchte Wasser benetzten meine Kinderstirn, ich schrie auf — und war ein Christenmensch geworden.

Man ließ mir als Knabe Licht und Freiheit! Meine Kameraden und ich jagten als Räuber und Soldaten um die Domkirchecken. Wir huschten hinter die verwitterten Pfeiler, brachen hervor

und rannten davon und erfüllten die Luft mit unserem Halloh! Wir kämpften und maßen jauchzend im Uebermuth unsere Kräfte, — bis die langsamen, dumpfen, ernsten Schläge der Thurmuhr uns an die vorgerückte Zeit mahnten und nach Hause trieben. —

Im Sommer saß ich hinter den Stachelbeerbüschen im Garten und warf die verrätherischen Schaalen in die tiefen Boskets. Ein ander Mal setzte ich über die Nachbarplanke und schlich mich zu den Himbeeren. Wir aßen sie mit Estragon. Das schmeckte ganz besonders.

„Hui! Ein Wurm!“

„Schad't nichts!“

„Sind Eure Aepfel schon reif?“

„Nein, aber die Pflaumen!“

„Nicht den schütteln! Das merkt mein Alter!“

„Ach! eine merkt er nicht!“

„Gieb die Hälfte ab!“

„Hier!“

Und dann flogen wir wieder zu unseren Spielplätzen. O glückliche Stunden!

„Aufstehen! Aufstehen!“ rief meiner Mutter Stimme. Du sollst ja noch dein Lateinisch abschreiben!

Ich rieb die Augen. Lachte die Sonne, war

ich unbeschreiblich vergnügt. War es ein dunkler Tag, dann malte ich mir schon mein gemüthliches Thun in den Nachmittagstunden aus, in denen ich meine Siegel aufkleben wollte. Ich hatte mein eignes Zimmer. Es war nur ein bescheidenes Gemach, aber ich war seelenvergnügt, wenn ich darin saß. Eine entzückende Aussicht hatte ich aus dem Fenster über Wasser und Wald. — Bilder meiner Mitschüler hingen an den Wänden. M. M. $^{s}/_{m}$ (seinem) P. P. stand drunter. Das klang schon ganz studentenhaft!

Ich hatte meinen eigenen Staubwedel, mein eigenes Wischtuch, meine eigene Lampe. Nun ward aufgeräumt.

Ach! mit welch' lüsternen Augen betrachtete ich den Ovid, der eben vom Buchbinder gekommen war. Buntes Papier und Marmorschnitt! Es roch gemischt nach dem Lederlack und nach Kleister! Mir duftete das herrlich! Einen Umschlag fertigte ich an. „Ovidii Nasonis opera" schrieb ich mit den schönsten Buchstaben darauf. Diese Selbstständigkeit: „einen Genitiv zu bilden!" Es war außerordentlich!

Es klopft. Felix kommt. „Gehst du mit?"
„Nein! Ich muß arbeiten!"

„Ach! komm doch! Carl, Julius, Ernst warten auf der Gasse!“ Und ich ging mit.

Just ging die Grete vorüber. Ich war so vernarrt, daß ich sie beim Grüßen nicht anzuschauen wagte. Sie nahm sich in Hut und Mantel noch hübscher aus, als in der Tanzstunde.

„Du tanz'st famos!“ sagte ich am nächsten Tage und führte sie an ihren Platz.

„Du tanz'st von Allen am Besten!“ entgegnete sie mit Ueberzeugung. Ich war ganz weg vor Glück!

Am Abend saß ich auf meinem Zimmer und schrieb ein Gedicht. Es war so rührend, daß ich weinen mußte. Aber die Thränen machten mich frei. Ich lispelte noch einmal ihren Namen und schlief ein. —

O! welche Seligkeit lag in diesem stillen Lieben!

Später im Jahr ging's auf's Nüssesuchen. Meine Mutter hatte einen neuen Leinenbeutel genäht. Wie kletterten wir in die Hecken! Da raschelte ein verspätetes Gethier. Im Erdreich war es verschwunden. Alles ward zertreten. Die Zweige knackten und brachen, Steine und Sand rollten von den Wällen.

„Wüllt ji ut de Nöt herut!“ erscholl eine zornige Stimme. Der Bauer kam. Aber unverzagt!

„Lat uns doch plükken, — da sünd ja so veel!“

„Niks da! Sit man vergnögt, dat ik ju de Büdel nich afnehm!“

„Na, denn Adjüs!“

Ein träges „Adjüs“ brummte er zurück.

„Seht, welche Massen! Kommt Alle her!“

Ich schüttete meine Schätze auf den Tisch aus. Es begann ein allgemeines Knacken!

„Nicht mit den Zähnen!“ sagte mein Vater.

„Und nun zu Bett! Gesindel!“ sagte sie. Sie? Ja, sie, die Liebe, Einzige, die Beste, unsere Mutter, die wir halbtodt küßten, ehe wir hinauf in unsere Zimmer stürmten.

Dann kam der Winter mit den schönen Tagen. Wir flogen über den Eisspiegel auf den Wiesen. Die Mädchen waren schon da und auch Gretchen. Hielt sich wohl Eine so vornehm? Hatte wohl Eine von den Uebrigen ihren Wuchs? Glitt wohl jemals über ein anderes Gesicht ein so bezauberndes Lächeln? Ich brachte sie nach Hause.

„Kommst du morgen?“

„Ja, wenn du kommst!“ — —

Noch einen versteckt-zärtlichen Blick tauschten wir, dann huschte sie in die Hausthür. — —

Frischweg nahm ich immer eine neue Cigarre aus der offenstehenden Kiste meines Vaters, — unaufhörlich betrachtete ich meine neue Uhr und nicht genug konnte ich mich vor dem Spiegel in meinem schwarzen Anzuge bewundern!

Ich war heute Morgen confirmirt worden.

„Nehmen Sie noch eine Tasse Thee?“ fragte die alte Freundin unseres Hauses am nächsten Abend.

„Sie sagen Sie? Fräulein Westphal?“

„Natürlich! Mit dem Du ist's nun vorbei!“

„Nein! Sie können weiterhin Du sagen! Unbedingt!“

Das Abiturienten-Examen war bestanden und ich sollte auf die Universität gehen.

„Gewiß Väterchen! Gewiß! ich werde Alles befolgen.“

„Bleib' brav und behalte mich lieb!“ schluchzte sie — und ich fuhr in die Welt.

Alle die bunten Tage ziehen nun an mir vorüber. Jene Tage, an denen ich mit dem letzten Groschen in der Tasche meinen Schneider auf den Wechsel vertröstete, den Chorhund in Kost nahm, aber selbst nichts zu beißen hatte, die Collegien schwenzte, in warmen Sommernächten in den Armen meiner Freunde lag und beim Gambrinus

die ganze Welt wie einen Festtempel ansah, in dem ich als Priester der Freude einherschritt und, — während meine Gedanken, ach! so leicht alle Hindernisse und Gräben der Zukunft übersprangen, — mich so glücklich, so unglaublich glücklich fühlte!

Dann kamen die Tage ernster Arbeit! In langen Nächten goß ich neues Oel auf meine Lampe, hüllte die frierenden Glieder ein und fachte die verglimmenden Kohlen im Ofen an während ich über den Büchern saß. Brennender Ehrgeiz stieg in mir auf und fand Befriedigung.

Das waren wieder schöne Tage!

Es kamen andere bunte Zeiten und Stunden, und Alles, was ich gewollt und gedacht, zerstörten die Ereignisse. Ich vertauschte den Studentenrock mit dem Schreibärmel des Kaufmanns und trat in eine neue Welt des Lernens ein.

Zum ersten Male erhielt ich beim Monatsschluß dreißig Thaler selbstverdientes Geld. Das war ein herrlicher Tag!

Dann folgten viele Jahre angestrengter Arbeit und früher Selbstständigkeit. Aber die Arbeit hatte Erfolg und die Sorgen flogen wie Herbstvögel von dannen.

Und dann stahl ich in einer Herbstnacht aus

dem Garten eines blumenzüchtenden Junggesellen die letzten dunkelrothen Rosen, setzte sie in's Wasser und schenkte sie am nächsten Morgen ihr, der Südländerin, die plötzlich vor mir stand wie ein fremdartiges Geheimniß. Tannenschlank war sie, ihr Angesicht war so zärtlich-weich und auf ihren dunklen Wangen lag ein Anhauch von rosenrothen Farben, als ob die scheidenden Abendsonnenstrahlen sie darauf zurückgelassen hätten.

Als wir getraut wurden, war der Himmel umwölkt. Düster war es zwischen den Pfeilern und Kirchenstühlen. Schwerfällig brausten die Orgelklänge durch den Dom.

Aber wie wir niederknieten, brach just die Sonne hervor und fluthete durch das einzige hohe Bogenfenster. Ihre Strahlen senkten sich schräg herab und hüllten uns in ein goldenes Lichtmeer ein.

Ein Ah! entrang sich der staunenden Menge, die solches wohl auf alten Heiligenbildern gesehen hatte, nie aber in der Wirklichkeit.

Und wie sie nun den ersten Buben auf ihren noch matten Armen mir entgegenhielt; als ich — aus der Ferne zurückkehrend, — ins Krankenzimmer eilte. O! welch' seliger Augenblick! Süße, einzige Frau! — —

Vater, Bruder und Erstgeborenen hat mir der

Tod weggerafft! Sorgen? Sie standen stets wie das Unkraut in den Blumenbeeten auch meines Lebens! Ich habe sie aber bisher alle überwunden, und wie für mich geschrieben sind die Goethe'schen Worte:

„Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages?"

Jetzt bin ich fertig. Suchen Sie selbst unter lauter schönen Tagen die schönsten heraus, gnädige Frau! — —

Einen der schönsten Tage meines Lebens werde ich Ihnen in meinem nächsten Briefe schildern. Sie werden mich um diesen noch Decennien beneiden!

III.

Weil ich ein großer Naturfreund bin, schwärme ich auch für Landpartien und außer „regelmäßig schönen Tagen“ finde ich nichts schwerer im Sommer zu entbehren, als dieses Vergnügen!

Wir schrieben das Jahr 1879 und waren mit der üblichen Geduld bis in die Mitte des Monats Mai gelangt, ohne daß die langersehnte Wärme, die man doch zufolge der bekannten Frühlingsgedichte von ihm erwarten kann, erschienen wäre. Kalt und rauh ließ er sich an, wie ein alter Wachtmeister. —

Da endlich schienen in warme Tücher gewickelte Tage heranzukommen! Schnell war unser Entschluß gefaßt, und für den kommenden Sonntag ward ein Ausflug beschlossen.

Die Kinder waren an diesem Tage schon früh auf, die hervorgesuchten Sommerkleider wurden angezogen und unter Zurücklassung von jeglichem Ballast an Mänteln und Tüchern und unter den Klängen unserer begeisterten Stimmung zogen wir aus.

Im Schatten war's zwar noch etwas kühl. Ein Droschkengaul stand halb erfroren vor dem verlassenen Gefährt und einige spielende Kinder lutschten an Eiszapfen.

Auch wanderten allerlei gefärbte Nasen an uns vorüber. — Aber diese Erscheinungen traten ja nur im Schatten hervor.

„In der Sonne“ war es herrlich!

Es war grade nicht heiß, auch nicht warm, aber so ungefähr eine Empfindung beschlich uns, als ob man Morgens beim Aufwachen mit den Füßen an einen abgekühlten Bettwärmer streift!

Wie das nun auch Alles draußen zu Tage trat, — ich sagte nichts, sondern verließ mich auf die Thatsache, daß wir rothes, warmes Blut haben, welches durch einen tüchtigen Dauerlauf immer in einen, dem Körper Wärmegefühl beibringenden Zustand geräth.

„Welch' schöne, reine, klare Luft!“ sagte meine Begleiterin, philosophisch veranlagt, und mit dem köstlichen Talent ausgestattet, „aus der Noth eine Tugend zu machen!“

Ich beschloß, diesen Ausflug zu machen und wenn ich im Schneegestöber die ersten Veilchen suchen sollte!

Man hat mitunter so seinen Kopf. Ich knöpfte

meinen Rock fester, schob die Hände in die Taschen und hatte den Eindruck, daß es uns mit gutem Willen gelingen werde, ohne Frostbeulen wieder nach Hause zu gelangen!

Der Verabredung gemäß, hatten wir zwei befreundete Familien abzuholen.

Diese waren aber in eine andere Gegend verzogen und wir ermöglichten es mit unserem erstaunlichen Ortssinn, daß wir Umwege machten, die ein Mehr von etwa einer kleinen Stunde in Anspruch nahmen!

Als wir, — schon etwas erschöpft, — die Wohnung unseres Freundes erreichten, hörte ich beim Eintreten in der Etage die Frau des Hauses dem Mädchen sagen:

„Wecke doch den Herrn, Lise!

„Sage, unsere Freunde seien eben zum Abholen gekommen!“ —

„Bitte, treten Sie näher! Wir sind im Moment fertig! Die Kinder sollen heute neue Anzüge bekommen! Der Schneider muß jeden Augenblick da sein!“

Diese Nachrichten waren ermunternd!

Die Kinder vertheilten sich in die Wohnzimmer. — Meine Frau lehnte sich in eine Sopha-Ecke zurück und ich ergriff das mir zunächst liegende Buch.

Es war „Wolff's poetischer Hausschatz!"

Ich las Spitta's schönes Gedicht von der Geduld!

„Es zieht ein stiller Engel durch dieses Erdenland! Zum Trost für Erdenmängel hat ihn der Herr gesandt!" u. s. w.

Das paßte!

Dann machte ich mich an „Johann den muntren Seifensieder" und lernte Zufriedenheit mit meinem Schicksal!

„Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!" sagte Goethe und so zogen die poetischen Mahnungen an mir vorüber.

Schon wollte ich trotzdem ungeduldig werden, — da ertönten draußen die Klänge einer Drehorgel und ich gedachte des schönen Verses jenes Kieler Studenten, überschrieben:

Die Macht der Musik.

Der Räuber liegt am Strande
Und lauschet den Accorden!
Er fühlt sich nicht im Stande
Einen Menschen zu ermorden!

Ich wollte mich nicht von einem Mann beschämen lassen, der einst seine liebste Beschäftigung aufgab: „um den holden Klängen der Musik zu lauschen!"

Demnach schwieg ich, horchte auf die Orgelmusik und wartete. —

„Wir kommen im Moment!“ sagte unsere liebe Wirthin. „Mein Mann hat nur eben schnell nach dem Barbier gesandt! Und der Schneider ist auch schon da! Es ist nur eine kleine Aenderung nöthig!“

Nun, das war beruhigend, und ich griff nach einer anderen Lectüre. —

Meine Frau war im Nebenzimmer sanft eingeschlummert. Eine weitere halbe Stunde verrann!

„So, nun sind wir so weit“, und mein Freund trat näher.

„Verzeihen Sie, daß wir einen Moment warten ließen!“

Es war der dritte Satz mit dem „Moment“! Gewiß hatten unsere Freunde am Morgen Betrachtungen über die Ewigkeit angestellt und so schien ihnen Alles nur ein Moment.

Nachdem nun noch dem Hunde gepfiffen war, der nicht gefunden werden konnte, setzten wir uns in Bewegung.

Etwa zweihundert Schritt weiter entfernt, wohnte die Familie Nr. 2, die sich uns anschließen wollte und es wurden einige der Kinder voraus=

gesandt, um sie von unserem Kommen zu benachrichtigen. —

Diesen Moment benutzte mein Freund, um ganz rasch noch einmal umzukehren und eine Postkarte zu schreiben, deren Abfertigungs-Unterlassung sonst ganz zweifellos einen Krieg zwischen Rußland und Deutschland herbeigeführt haben würde!

Das Geschäft geht immer vor!

Als wir das erwähnte Haus erreichten, riefen die kleinen Boten vom Balcon herab, „daß es noch ungewiß sei, ob die Frau unseres Freundes sich anschließen könne!“

Sie lege Patience, um zu erfahren, ob sie ihren Teckel allein lassen könne, der ernstlich erkrankt sei. Der Gatte werde indessen sofort erscheinen!

Wir standen reichlich zwanzig Minuten, ohne daß diese sanguinische Hoffnung sich erfüllte und nun ward, um etwas Abwechslung in das wehmüthige, frierende Bild zu bringen, der mitgenommene Philax in ein nahe gelegenes Wasser gelockt, um hineingeworfene Steine zu apportiren.

Dies fiel um so befriedigender aus, als Philax, („munter, munter, Philax!“ rief mein Freund mit unerschütterlicher Consequenz), sich nach dem Verlassen des Wassers ganz nach Anleitung seiner

Großväter und sonstiger Ahnen im Sande wälzte und dann in übermüthiger Besorgniß, daß wir nicht einmal den Vorgeschmack dieser Landpartie genießen könnten, den schmutzig-nassen Staub auf unsere Kleider abschüttelte! —

Endlich kam der Freund, und nun lag die Landschaft zur freien Benutzung vor uns. —

Die goldflimmernde, erwärmende Sonne, bisher gnädig, verschwand in diesem Augenblick hinter den Wolken, um vorerst nicht wieder zum Vorschein zu kommen und auf einem gepflasterten Wege, in dem jeder Stein einen Civileid geschworen zu haben schien, jedem Passanten mindestens doch zwei Leichdörner beizubringen, strebten wir muthig gegen einen inzwischen aufgekommenen Nordost an!

Ja! Es war ein Weg, sicher der kürzeste um in's Himmelreich zu gelangen! —

Spitze, eckige, schneidende Steine gruben sich in unsere Stiefeln ein und erzeugten Schmerzen — —!

Haben Sie, gnädige Frau, einmal von Thomas de Torquemada gehört? Gewiß!

Ich wunderte mich, daß dieser vortreffliche Inquisitionsgeneral nicht aus dem Grabe erstand und diese Folter nachträglich in Pachtung zu nehmen suchte!

„Ueber heiß Eisen laufen mit bloßen Füßen!“ Was war das gegen diese Folterqualen!

Dazu ein freies, offenes, unendliches Feld, über das der Wind hinübersauste, als ob er möglichst schnell, irgendwo in der Ferne, ein Meer aufzuwühlen hätte.

Er war aber nicht pflichtvergessen und schleuderte uns im Vorüberfliegen so viel Sand in Augen und Gurgeln, daß wir durch erhöhte Gewichtsvermehrung doppelt schwer an uns zu tragen hatten!

Sand, der seitwärts von dem Rosenpfade centnerweise jeden Quadratfuß bedeckte, — war an uns überall! In den Stiefeln, in den Ohren, in den Kleidern, in den Nasen, in den bereits vorgemerkten Augen und im Halse!

Wenn man sprach, klang es, als ob ein spitzer Griffel über eine Tafel schrammt — und wir gaben jegliches Reden denn auch wegen gegenseitiger nervöser Empfindlichkeit auf.

So ging's vorwärts, bis stöhnende Schmerzenslaute über die weite Ebene flogen. Ich ergriff endlich wieder das Wort und richtete an die rings concentrirten Leidensbrüder die so nahe liegende Frage: „Weßhalb durchschreiten wir eigentlich diese Dante'sche Hölle? Ist es nicht noch Zeit,

umzukehren, um diesem sonderbaren Vergnügen ein Ende zu machen?!"

Während wir nun berathschlagten, zogen, mit dem Wind auf dem Rücken, einige Bursche vorüber, die Wassereidechsen gesammelt hatten und uns 10 Stück für 25 Pfennige offerirten.

So verlockend das angebotene Geschäft auch war, gelang es doch nicht, einen Handel abzuschließen, wohl aber erlaubten wir uns die Frage, wie weit es noch bis zu dem in der Ferne schimmernden Waldesrand sei.

Die Angaben lauteten überraschend gleichartig. — Während Einer den Weg auf eine Stunde Gehen berechnete, wollte der Zweite sich für acht bis zehn Minuten verbürgen und somit genau orientirt, begann von Neuem der Kampf mit den Elementen.

Unter Verlust von einigen Todten und Verwundeten erreichten wir aber endlich das Ziel. Eine über die Baumwipfel flatternde Fahne deutete auf gastliche Hallen.

In diesem Augenblick waren wir in einer jener befreiten Stimmungen, in denen man Jemand zum Commerzienrath ernennen würde, wenn man die Macht dazu hätte, und unser Appetit hatte sich ausgebildet, daß wir hätten todte Maulwürfe verzehren können!

„Land, Land!"

Das Wirthshaus, — das hart an einem See lag, war eine wohlzusammengefügte Bretterbude mit einem etwas vorgebauten offenen Büffet.

Zwei verfrorene Schneidergesellen saßen an einem kleinen Tisch und betrachteten ein Schild auf dem, — gleichsam um jede voreilige Begierde bei dieser Witterung christlich zu dämpfen, — die Worte geschrieben standen: „Hier darf nicht gebadet werden!" — —

Plätze und Tische gab es nur im Freien, aber von diesen aus einen Blick auf den sanftbewegten, frierenden See!

Was wollte man mehr!

Der oft so schwere Entschluß, „was gegessen werden solle", war hier leicht gefaßt.

Der Wirth konnte nur mit der bekannten „Kühle", überdies mit Milch, Brod und Eiern aufwarten.

Also Milch! weichgekochte Eier, — Brod, Butter! War das nicht genug?

Während wir auf dieses Mahl warteten und das flatternde Tischtuch mit unseren Ellbogen festhielten, — hatte Philax mit einem riesigen Försterhund traute Freundschaft geschlossen und da mein Freund so gütig gewesen war, ersteren wiederum in's Wasser, diesmal in den See, zu locken, so

wurden wir bei einem sehr hübschen Jagdrennen zwischen Philax und Försterhund wiederum mit nassem Sand und Hundehaaren so ausgiebig beschenkt, daß ich noch dereinst im Himmel an diese köstlichen Stunden dankbar zurückdenken werde!

Endlich gelang es, die beiden zu Löwen gewordenen Köter zu fesseln und — die Eier erschienen. Nun war alle Noth am Ende!

Welchem glücklichen Zufall es überdies zu verdanken war, daß diese, statt „weich“, „hart wie Cocosnüsse und kalt wie Eistorten“ waren, ist nie ergründet worden, ebenso wenig wie eine hinreichend befriedigende Antwort von der dienenden Magd erfolgte, weßhalb sie uns grade kalte, „gekochte“ Milch gebracht habe!?

Wir waren gerührt über diese Auszeichnungen! Da in der Noth aber selbst der Teufel Fliegen verspeist und wir uns von dem düsteren Geist nicht beschämen lassen wollten, machten wir die Augen zu und – aßen. Und dann plötzlich, – ohne Zweifel, befördert durch die kühlsäuselnden Winde des See's — machten kalte, gekochte Milch und kalte, harte Eier bei einer der Damen eine retrograde Bewegung von unten nach oben, und jenes Wiedersehen bereits verschwundener Erdenschätze fand statt, welches man so regelmäßig bei Seereisen erlebt!

Alle Uebrigen gaben diesem Zustande wenig nach, waren aber nicht so demonstrativ und begnügten sich mit jenem bekannten eigenen Gefühl, das etwa mit dem Zustande verglichen werden kann, wenn man ein halbes Dutzend gebratene Aale mit Gurkensalat und Pflaumencompot verzehrt hat.

Ich will Sie nicht länger an den Freuden dieser Frühlings-Landpartie Theil nehmen lassen, gnädige Frau!

Abends eilf Uhr langten wir wieder im Hause an und unsere Wohnung erschien uns wie eine erquicklich-warme Backofenecke!

Meine Frau übergab die zusammengeklappten Kinder dem Dienstpersonal, warf sich erschöpft in's Sopha und wollte gerade das Entzücken überstandener Beschwerden genießen und ein „Gott sei Dank“ ausrufen, als sie bemerkte, daß ihre Uhr beim Gehen abgehakt und verloren war und deßhalb den vortrefflichen Tag und die denkwürdige Landpartie mit den Worten schloß:

„Um's Himmelswillen! auch das noch!“

Leben Sie wohl, gnädige Frau! Wenn Sie wollten, könnte ich Ihnen einmal Philax verschaffen!

Ohne Philax mache ich keine Landpartie wieder! Es war zu angenehm!

IV.

Wissen Sie, gnädige Frau, was schrecklich ist? Daß die Möpse ausgestorben sind? Nein.

Daß kein Mensch je wieder ein Buch wie Immermann's Oberhof wird schreiben können? Nein. Daß es keine Originale mehr giebt, — daß man bei Regenwetter naß werden kann? Nein. Das Alles ist philosophisch zu ertragen und viel tausend Dutzend andere Dinge dazu, — nein, schrecklich ist, daß man eigentlich in Deutschland nur ein glücklicher Mensch sein kann, wenn man ein Philister ist.

Was ist ein Philister? Ein Philister ist ein Mensch, der statt der Cravatte ein seidenes Halstuch dreimal um den Hals schlingt, seinen Rock zuknöpft, ißt, Bier trinkt, niemals die schwedischen Streichhölzer vergißt, wenn er Abends spät nach Hause zu kommen gedenkt und niemals einen Selbstmord begeht, wenn er sich in eine Lebensversicherungsgesellschaft eingekauft hat.

3

Wer ist aber kein Philister? Kein Philister ist, wer mit achtzehn Jahren schon auf den Einfall kommen kann, Taback zu schnupfen, mit neunzehn ein rothbäckiges Dienstmädchen zu küssen, in Büchern Eselsohren zu haben, sie nie zu lesen und doch so summa summarum zu wissen, was darin steht, mit dreiundzwanzig Jurisprudenz zu studiren und in den letzten Semestern auf Medicin umzusatteln, scheinbar nie zu arbeiten und doch schließlich Leibarzt des Königs Vauvau auf den Freundschafts-Inseln zu werden. Kein Philister kann seinen Hausthürschlüssel vergessen, kann sich herausnehmen zu behaupten, daß selbst einige Sachen von Goethe zu lesen nicht der Mühe lohnt, und daß Rückert und Gutzkow nicht genug anerkannt werden, daß Kämpfer für die großen Völkerturniere, genannt Weltausstellungen, heranzubilden productiver sei, als der gesammte einjährige Freiwilligendienst, — daß die Ueberbürdung der Kinder mit Schulkenntnissen ein Verbrechen, Schildkröten als Hausthiere zu zähmen und sie später zu verzehren, ein Vergnügen und lediglich brav und anständig zu sein, keine Dummheit sei! Kein Philister kann seinem Schneider ohne Gewissensbisse drei Jahre seine Rechnung schuldig bleiben, kann ein *eigenes* Urtheil haben über Religion,

Politik, Kunst, Literatur ꝛc. und finden, daß politische Charakterlosigkeit eine zunehmend-ansteckende Krankheit ist, die gefährlichere Nachwirkungen in sich trägt, als die Pest und Cholera. Kein Philister kann mal neben einen Spucknapf spucken und behaupten, Wagner's Tristan und Isolde seien riesig langweilig. Kein Philister näht sich mitunter selbst einen Knopf an und kennt zwischen eilf und drei Uhr Nachts keine Müdigkeit, kann z. B. mit Reis und Kaffee handeln und sich doch für Poesie, Kunst, Aesthetik, Canarienvogelzucht, Chemie, Schauspielkunst, Wollwäscherei und Musik interessiren, glaubt wenig und oft nicht einmal an seine Auferstehung, ist im Stande, zwölf Paar Handschuhe auf einmal zu kaufen und den Besitz eines Hundertmark-Scheines in einer Pultecke zu vergessen. Kein Philister kann sich „heute" in Moabit entschließen, „morgen" eine Vergnügungsreise nach dem Niagara zu machen, kann einem Juden aus Ueberzeugung einen Kuß geben und finden, daß es unter den Christen verteufelt viele Schufte giebt, kann um den Verlust eines Pudels oder Pferdes Thränen vergießen, sich um ein holdseliges Weib todtschießen, für eine frisch aufgebrochene Rose einen Louisd'or bezahlen und einen Planeten ohne Liebe, Lhombre-

spielen und Freundschaft für eine todte Wüste erklären.

Und so ein Mensch will sich die Erlaubniß nehmen, unter seinen Nebenmenschen ohne Fideïcommißrevenüe zu existiren und glücklich zu sein?

Verbannen wir ihn nach dem „Kap der guten Hoffnung," gnädige Frau, da hat er vielleicht Aussicht! Hier paßt er nicht her!

V.

Haben Sie schon einmal einen ächten Geheimrath kennen gelernt, gnädige Frau? Einen wirklichen, ächten, geheimen, der allein an dem Busen der Staatsschicksalsgöttinnen liegen darf und wie weiland aus Charitas Brüsten Nahrung saugt? Wenn die seligen Götter es liebten, sich Hülfsarbeiter für ihren schweren Beruf unter den Menschen zu suchen, dann fänden die Geheimen in erster Linie Berücksichtigung und sie entschwebten nach oben. Schade, daß gar keine Aussicht für diesen Entschluß der Götter ist. Die Geheimen bleiben zur Beglückung ihrer Nebenmenschen auf Erden.

Ein Geheimer ist durchschnittlich ein Mann, der mit dem wundersamen Talent auf die Welt kommt, schon die Mängel der Construktion einer Milchflasche herauszufinden, der Alles zu begutachten, zu bemängeln, zu benörgeln, zu kritisiren und vornehm abzulehnen versteht; er verdurstet unter Umständen lieber, als daß er aus dieser

Flasche trinkt, ohne jemals sagen zu können, wie es denn eigentlich besser zu machen wäre, welche Construktion den Vorzug habe.

Selten räumt, — und das ist das Product langjähriger Ueberschätzung auf der einen und deutscher Duldsamkeit auf der andern Seite, — einmal einer dieser Geheimen ein, die Erfahrungen am grünen Baum des Lebens seien mindestens ebenso beachtenswerth, als das Abstractum der Theorien am grünen Tisch.

Nach oben devot und, trotz des sehr entwickelten Bewußtseins seiner Unentbehrlichkeit, discret wie ein Feigenblatt, das höhere Blößen decken muß, entschädigt er sich nach unten durch ein Selbstgefühl, welches hauptsächlich in den Beinen ausgeprägt ist und sich durch wohlapplicirte Fußtritte nach rechts und links Luft macht. Diese Caryatiden des Staates mit dem typisch lächelnden, breitgezogenen Munde neigen ihre klugen Häupter wie erstarrt unter der Last ihrer thurmhohen Pflichten, und nur in den Beinen fühlen sie Freiheit und ein menschliches Rühren. Ein Fußtritt ist so süß, — ein unterlassener Fußtritt aber ist bitter und wird, so hofft er, im Himmel sicher belohnt werden! Mit einem Geheimrath auf freundschaftlichem Fuße stehen, ist ein Genuß, den

Sie mir nachfühlen können, gnädige Frau, denn auch Sie verkehren mit Geheimraths.

Aber es ist nicht der Titel allein, der den Geheimrath macht, denn mehr Geheimräthe giebt's im Himmel und auf Erden, als der Staatsanzeiger sich träumt, Horatio! Es giebt geborene Geheimräthe, Geheimräthe von Gottes Gnaden in allen Schichten der Gesellschaft. Es giebt Geheimräthe der weiblichen Staatskunst, welche Schneider und Coiffeure heißen. Welcher Ehemann, welcher Vater heirathsfähiger Töchter hat die Macht dieser Orakel nicht gespürt? Es giebt Geheimräthe der Kochkunst, die die Weisheit mit Löffeln gefressen haben und deren Küchenscepter den Hausstand und oft den ganzen Kreis regiert. Es giebt Geheimräthe der Tonkunst, die einen Taktstock schwingen, der ein wahrer Knotenstock ist, Angst und Schrecken in der musikalischen Welt verbreitet und die andächtigen Freunde der Musik aus dem Tempel jagt. Ganz besonders die Geheimräthe von der Bayreuther Linie.

Hören Sie diese beispielsweise sprechen: „Musik ist nun schon von vorneweg unsere Pachtung. Es ist ein mysteriöses Himmelsgeschenk, das wir als Tempelpriester zu bewahren haben. Ihr dürft wohl hören, ihr mögt auch kritisiren, immerhin.

Indessen — — —." Ein mitleidiges Lächeln über die Ignoranz andrer Sterblichen schwebt Tag und Nacht mit der Unverwischbarkeit eines Muttermals um ihre Lippen. Die alten Götter werden mit einer Verachtung in die Rumpelkammer geworfen, daß das Poltern der gestürzten Heiligenbilder die neuen erbarmen müßte und nun beginnt ein Götzendienst ohnegleichen, daß der wahre Gott, der über den Wolken thront, sich in die Brust werfen würde, wenn er sich in der heutigen Zeit eines solchen Cultus rühmen könnte. Wie die Tollen gebehrden sie sich. Wie die Tollen? Ja! Denn einen Mozart über die Achseln anzusehen, ist mehr als das, es ist freche Ignoranz. Sie meinen, gnädige Frau, ich übertreibe? Warten Sie nur, Sie erleben es! Mozart wird nächstens auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Die Peter Arbues stehen aller Orten auf, um zu Gunsten des Bayreuther Gottes die Scheiterhaufen für Nichtwagenerianer zu schüren, um die alten „Musikgeklingelcompositionen" in den Flammen aufgehen zu lassen. — —

Die Geheimräthe der tönenden und bildenden Künste tragen meist goldene Brillen, haben in der Regel einen dicken Bauch und ein halb ironischer, halb impertinenter Ausdruck macht

Seiltänze auf der Linie zwischen Auge und Mundwinkel.

Ein solcher Geheimrath hat stets, — ausnahmslos, — eine andere Meinung wie du. Er schweigt entweder mit schwarzgrauer Verachtung überhaupt, oder er wirft einige lilla-roth-grüne Bemerkungen mit apodiktischer Sicherheit dazwischen.

Es giebt so einige Auserwählte, die jedes Schaltjahr, wenn er guter Laune ist, namentlich wenn er Morgens ein wirkungsvolles Gläschen Bitterwasser getrunken hat, einmal Gnade vor Excellenz Augen finden. So ein gewisser Shakespeare, Goethe, Lamartine, Voltaire, oder Dante, auch Miguel de Cervantes Savedra (aber nur: „Paris 1864 bei Garnier Hermanos Originalausgabe mit Illustrationen"). Natürlich gehört der Herr Geheimrath indirect auch zu diesen Größen, insofern nämlich, als er, wenn er nicht just in die und die Carriere hineingefallen wäre, in der er nun einmal aus Rücksicht gegen seine eigene unantastbare Person verbleiben muß, mindestens dasselbe geleistet haben würde. Vielleicht hätte er nichts Positives geschaffen, aber eine Kritik hätte er geübt, daß das Schneewasser von den Alpen herabgerutscht wäre.

Denn wahrhaft fürchterlich ist auch die Klasse derer von der Kritik, d. h. jener Geheimräthe, die in den Tempeln Thalia's, Melpomene's und der übrigen Musen umherwandeln und als Assistenzgötter dieser Damen über die sterbliche Menschheit und ihre Schöpfungen zu Gericht sitzen.

Selbst die alten Meister zittern noch im Grabe! Mit einem Tintenfaß in jeder Westentasche und statt der zehn Finger mit zehn spitzen Federn an den Händen, lassen sich jene Kritiker an den Richterstühlen ihrer Schreibtische nieder und zermalmen die alten, in Gott ruhenden Herren von der Feder, dem Meißel und dem Pinsel!

Alle ihre Zeitgenossen aber, die nicht in die große „Versicherungsgesellschaft des Lobes auf Gegenseitigkeit“ aufgenommen sind, jene, in denen wohl oft durch ein ermunterndes Wort ein glimmender Funke des Könnens zu einer strahlenden Sonne werden könnte, lassen die Geheimräthe der Kritik wie eine „Aushebungsmannschaft“ antreten und auskultiren ihr Schaffen so erbarmungslos, daß nur die Noth sich noch bettelnd auf die Straße der Oeffentlichkeit schleicht, jene Noth, die verhungern muß, wenn sie das Handwerkszeug nicht rührt.

O! über diese „Theoretiker", welche wie die Wappenadler über den Kunst-Instituten schweben, — aufwärts wandelten sie von Referendaren zu Geheimräthen der bildenden Künste und Kunstgewerbe! — welche Weisheit, welches Besserwissen sitzt in jedem Knopfloch! Jede Majolica-Vase müßte eigentlich gesetzlich mit zwei Beinen aus der Hand des Formers hervorgehen, um bei „etwaigem!" „respectivem!" „eventuellem!" Herannahen dieser großen Staatssatrapen vom Postament zu steigen und das Knie zu beugen!

Ihr Armen! Ihr Schauspieler! Ihr Schriftsteller! Ihr Maler! Ihr Poeten! Ihr Componisten! Ihr Künstler auf allen Gebieten! Ihr Alle, die ihr unter der Attila-Geißel der Geheimräthe der Kritik Eure Schöpfungen an den Fuß oder auf die Höhen des Parnaß emportragen wollt, — vergeßt es nicht, daß diese Geißel oft — meist — geflochten ist aus Dünkel, Ignoranz, Unverstand, Berechnung, Sonderinteressen, — Neid!

Man sagt häufig, je mehr ein Mensch wisse, desto bescheidener müsse er werden, denn je mehr sich der Vorhang von dem verschleierten Bilde zurückschiebe, desto deutlicher trete die Unvollkommenheit aller Kenntnisse hervor.

Ja, so müßte es sein, sollte man meinen, aber Beispiele fehlen gänzlich.

Ueberall Geheimerathsmienen, das heißt: geistiges Pharisäerthum in höchster Potenz.

Es ließen sich wohl schreiben
Viel hundert dicke Bände! —
Ach, daß ich's nur verstände!

Guten Abend, gnädige Frau! Hoffentlich ist Ihr Schnupfen auf dem Abweg.

VI.

Er war mein Spielkamerad und hieß Friedrich.

Aber nur auf das Wohnzimmer seiner Mutter waren unsere Zusammenkünfte beschränkt, denn der überkluge, bleiche, langaufgeschossene Knabe war brustkrank und gelähmt. In mißverstandener Sorge um seine Gesundheit schloß ihn seine Umgebung von der Außenwelt ab. Von ihr, in der die Vögel sangen, die Schmetterlinge mit ihren citronengelben Flügeln flatterten, die Rosen blühten und die Leben und Gesundheit erzeugende warme Sonne schien!

Ich sehe ihn noch vor mir in seinem schottischen Kittel, den ein blanker Lederriemen mit glänzendem Neusilberschloß um die Taille festhielt, mit seinen kranken spindeldürren Beinen, den gestickten, übergroßen Morgenschuhen, den engen Kittelärmeln, den weißen, blaugeaderten Händen, der wächsern-durchsichtigen Haut und dem scharfklugen, bleichen Antlitz. — Niemals hatte

die frische Morgenluft oder die erquickliche Mittagsonne oder gar eine Wanderung in der kühlenden Abendluft auf diese Wangen ein frisches Roth gelegt! Wenn seine Mutter, die verwittwete Frau Geh. Kanzeleiräthin Drosselburg, ihn mit ihrer affenartigen Liebe beengte und quälte, stieg wohl die Farbe krankhafter Reizbarkeit in sein Angesicht und in dem Kampfe zwischen Dankbarkeit und Abneigung gegen ihre lästigen Verhätschelungen vergrub er den Kopf in die Hände, zog die spitzen Schultern empor und suchte so gleichsam Zuflucht vor seiner eigenen Leidenschaftlichkeit und ihrer Zärtlichkeit! — — —

Sie fühlte wohl dunkel so etwas wie stillschweigende Abwehr und schwieg dann, aber so wenig begriff sie doch das eigentliche Wesen ihres Kindes, daß sie mir dann zuwinkte, zu gehen, indem sie mit ihrem Gaumen-R mir zurief: „Mein Friedrich ist nicht wohl! Komm heute Nachmittag wieder, Kind!“

Was lag alles in diesem „Mein Friedrich“ und in diesem „r“, mit dem sie diesen Namen sprach!

Aber der Knabe, der seinen Platz am Fenster hatte, zu dem man vermittelst eines sogenannten Thron's hinaufstieg, schoß empor und kreischte:

„Wer hat das gesagt? O wie quälst du mich Mutter! — — Komm her, lieber Kuno. Bitte, bleib' bei mir!“

Ich kannte diese Scenen. Sie wiederholten sich so oft und mir graute, wenn mein Spielkamerad mit seiner fiebernden, feucht-kühlen, welken Hand die meine erfaßte und mich zu sich nöthigte. —

Das Weib ergoß sich dann in Vorwürfen gegen sich selbst, weinte und jammerte in dem gestickten Lehnstuhl am Ofen, neben welchem ein wahrhaft funkel-glänzender, riesiger, messingener Theekessel auf einem hohen Dreifuß in Blumengestellfaçon stand, der entsetzlich gleichgültig-ernsthaft das der Wittwe in seinem gebauchten Spiegel verzerrte Gesicht aufnahm. — Einen gewissen in diesem Zimmer herrschenden, altjüngferlichen Geruch vergesse ich nie. Im Winter schwitzten warme Borstorfer und Gravensteiner Aepfel hinter einer peinlich geputzten Messingthür im Ofen (man sah ordentlich die robusten Dienstmädchen-Arme vor sich, die dies Werk allsonnabendlich vollendet hatten) und während ich mit jenem ewig vorhandenen Knabenhunger, der selbst unvertilgbar, alles Andre vertilgt, von den angebotenen Schätzen genoß und beim ersten Apfel schon nach dem zweiten und beim dritten

schon nach einem vierten schielte und das ganze Kernhaus mit verschluckte, damit keinerlei Pause eine etwaige Annahme über bereits befriedigten Appetit aufkommen lassen könne, — schälte Friedrich mit einem silbernen Messer langsam-gemessen einen Apfel und aß diesen einzigen mit jener Appetitlosigkeit, welche den kranken Kindern eigen ist. Wenn er zwei aß, oder gar einen dritten verlangte, jagte die Alte davon, daß ihre falschen Locken flogen und zurückkehrend, betrachtete sie ihr Püppchen schon mit erwachenden Hoffnungen. Sie zog dann dem Abwehrenden zudringlich den schottischen Kittel herunter, strich über sein weiches, feines, semmelblondes Haar und krähte, ihn verliebt anschauend, ihr unheimliches „Mein süßen Friedrich!“ Den Nominativ eines Adjectivs verabscheute sie!

Aus dem Nebenzimmer erscholl ab und zu die dumpfe Stimme des halbblinden Großvaters, des alten Pastor Hammelstein, der den ganzen Tag aus einem riesigen Meerschaumkopf rauchte. Dieser Meerschaumkopf war mit einem blaßrothen Strumpf überzogen und wurde von dem Besitzer höher geschätzt, als die eigene Tochter. Der Alte ließ jede fünf Minuten die Pfeife ausgehen und zum Wiederanzünden brauchte er täglich einige

Dutzend Fidibusse, die, — zu je fünf und zwanzig um die Taille mit einem Faden zusammengebunden, — neben ihm lagen und die er an einem Platin-Zünder in Brand setzte. Der alte Herr, der früher Prediger auf einer Nordseeinsel gewesen, wegen seiner Habgier sich jedoch unmöglich gemacht hatte und deßhalb auch zeitig pensionirt worden war („pensionirt" sagte er selbst, wenn er davon sprach), trug ausnahmslos im Hause einen Schlafrock und entwickelte vermöge natürlicher Veranlagung und seiner Blindheit ein merkwürdiges Talent, diesen Schlafrock statt des Tabacks im Pfeifenkopf anzuzünden, worauf dann sein Hülferuf erscholl. Hundertmal wenigstens habe ich gehört, daß die Tochter rief: „Vater („Voter" sagte sie), brennt!" und dann flog sie hinein und löschte ihn. — Wie oft habe ich den Alten mit löschen helfen! — — —

Wenn der Alte guter Laune war, zog er den gegen Ende des Jahres recht unschön aussehenden rothen Strumpf — jede Weihnacht strickte sie „Voter" einen neuen — von dem Meerschaumkopf und zeigte ihn mir. Die Pfeifenspitze flog dann so unendlich haltlos in dem zahnlosen Munde und zwischen den zurückgepreßten Lippen hin und her!

Mich aber durchbebte beim Anblick des Greises im Schlafrock mit der Grabesstimme und bei dem über dieses schwarz-braun-roth-gelb-weiße Meerschaumkopf-Mysterium gezogenen rothen Strumpf ein solches Gemisch von stummer Bewunderung und den ersten Regungen der Abneigung gegen den alten schmutzigen, egoistischen Geizhals, daß ich aufathmete, wenn ich wieder neben Friedrich am Fenster saß und meine Finger zwischen die Gitterstäbe des Vogelbauers steckte, in dem ein dickgefütterter Canarienvogel hüpfte und mit gespreizten Federn gegen meine Hand, den Störenfried, anbiß.

Eine Lieblingsbeschäftigung des Knaben bestand im Aufkleben und Ausschneiden von Bilderbogen. (Bilderbogen aus Neuruppin sind zu haben bei Gustav Kühn!) Ganze Kasten hatte er voll davon. Gar oft wurden sie hervorgeholt und die Fensterbretter damit bedeckt. Viel anderen Krimskrams besaß er zudem und Sämmtliches roch gemischt nach alten Kommoden und Apothekerpillen. Alles sammelte er, ordnete er und bewahrte es wie ein Heiligthum auf. Das „Scharren" hatte er geerbt von seinem Großvater, — von seiner Mutter!

Und seltsame Erscheinung! Diese Frau war von einer Aufopferung und duldsamen Güte für

den Greis und dieses Treibhauskind, die wahrhaft bewunderungswürdig waren. — Dagegen erhielt kein Bettler jemals ein Almosen, außer wenn „Friedrich" es entschieden verlangte.

Sie gab dann, aber nie ohne den Zusatz: „Nun, du wirst ja nichts dadurch entbehren, mein Friedrich!"

Für den Alten war der Knabe nichts weiter, als etwa ein Familien-Bild an der Wand, oder ein ererbter Siegelring mit einer Haarlocke. — Wenn die Tochter jammerte und klagte, daß „Friedrich" krank sei, antwortete er darauf ohne den Ausdruck einer Theilnahme. Aber wenn er selbst das Geringste entbehren mußte, dann schalt er auf sie, die immer mehr Zeit für jenen habe, als für ihn. — Friedrich beobachtete dagegen stets eine feine Höflichkeit gegen den Alten, aber ohne je warm zu werden oder irgend ein Gefühl der Liebe zu verrathen, die er auch in der That nicht besaß, weil sie ihm nie entgegengetragen war.

Da, eines Tages, durchfluthete ein wahrhaft herzzerreißendes Wehklagen die Parterreräume des Hauses. Friedrich's Lunge hatte nicht mehr können und wollen! — Vormittags zehn Uhr, als sie ihm zwei kalte, gebratene Krammetsvögel zum Frühstück an seinen Fensterplatz brachte, und mit einem

mehrmaligen „Hier, mein Friedrich! Hier, mein Friedrich!“ seine Aufmerksamkeit von der Straße abzulenken suchte, — er schaute, den Kopf auf die untergeschlagenen Arme gelehnt, unverrückt und ohne Antwort zu geben auf die Straße — und ihr dies nicht gelang und sie ihn nun an die Schulter faßte und dann seinen Kopf emporhob und — o Entsetzen und Grausen! — dieser Kopf bleischwer zurückfiel und das Blut über die Fensterbank rieselte, und als sie entsetzt „Vater, Vater“! rief, und der Alte herbeigehumpelt kam, und Beide in dieses wachs-bleiche, grauenhafte Todtengesicht blickten, — da rannte ich — denn ich war dabei und hatte auf einen der Krammetsvögel gehofft, — wie besessen aus dem Hause und hielt erst still, als eine liebe-volle Hand sich auf mein Haupt legte und eine süß-zärtliche Stimme, bei der ich vor Wonne bebte und bei der meine Furcht floh, mich fragte: „Nun, was ist dir denn passirt, kleiner Kuno? Du bist ja ganz aufgeregt?“ — — —

„Ja Mutter,“ sagte ich, „eben — — habe ich — — Friedrich Drosselburg todt gesehen! Ganz todt und blutig! — — O! ich fürchte mich so!“ —

Ich mußte ihn sehen, so sehr mir graute! Er lag in seinem Sarge wie ein Wachsbild und die Blumen rochen zudringlich und die Alte stand

dabei — ich werde es nicht vergessen, und wenn ich tausend Jahre alt werde, — jammerte kopfwackelnd und thränenlos und sagte zwischen durch — o, wie gräßlich bezeichnend! — „Schöne Leiche! Schöne Leiche! Ja, es war der beste Sarg, den Tischler Thürnagel für meinen Friedrich vorräthig hatte!

Und dann wackelte sie von Neuem mit dem Kopf und sah ihre Umgebung an, ob sie beistimme, und murmelte an Linnen und Blumen zupfend und rückend: „Mein einzigen, süßen Friedrich!"

Noch geraume Zeit habe ich es nicht verwinden können, daß ich um den einen gebratenen Krammetsvogel gekommen war, während mir das Andenken an Friedrich und meine Spieljahre mit diesem Knaben schon nach wenigen Tagen wie ein längst vergangener Traum erschien und bald ganz erlosch.

Jetzt erst, — nach langen Jahren, — ist mir die Erinnerung an jene Tage wieder aufgedämmert.

VII.

Welch' ein Glück, gnädige Frau, „heut'“ zu Tage zu leben, obgleich es ja überhaupt lieblichere Dinge giebt, wie z. B. angenehme Träume zu haben, gar nicht geboren zu werden oder Jedem seiner Kinder zehntausend Livresterling jährliche Rente zu hinterlassen.

Es muß nach einigen tausend Jahren kein Vergnügen sein, als Mensch auf der Erde angestellt zu werden, wenn man es auch bis zum Polizeilieutenant bringen sollte und so gewissermaßen ein Stück Macht, in Papier eingewickelt, im Eckschrank liegen hat.

Wenn heute eine moderne Cassandra erschiene und die künftigen Dinge prophezeite, würde man sich entsetzen. Deß bin ich gewiß.

Als Knabe besaß ich eine Lithographie, welche drei Affen darstellte, die sich um eine Rübe zankten. Es war ein fürchterlicher und leidenschaftlicher Kampf. Dieses Bild kommt mir häufig in den

Sinn, wenn ich das heutige Ringen um die Existenz betrachte.

Für wen tauchen wir eigentlich unsern Blick immer tiefer in die Wissenschaft, erfinden Maschinen, die Dinge leisten, welche den Menschen bis auf die Sprache ersetzen und schlagen Brücken zur Erleichterung des Verkehrs, die mit dem Fluge der Gedanken wetteifern? — — —

Man sprach früher viel von dem grauen Nebel, der ein nordisches Ländchen bedeckte. Man lächelte ob der Stagnation und entferntere Südländer mögen wohl geglaubt haben, man brauche sothanige Zustände nur abzuschreiben, um eine neue Jobsiade fertig zu haben.

Abgesehen von einigen gekränkten Menschenrechten befanden sich die Leute aber dort recht wohl, und wir Alle, die wir die Nase rümpften, sehnen uns heute nach gewissen conservativen Zuständen, die es der reifenden „Zeit“ überlassen, allmälig auftauchende Bedürfnisse zu befriedigen und Veränderungen zu vollziehen. Jetzt muß alles in die Brutanstalten. Wenn die Fische ihre Eier gelegt haben, geht es mit Mutter Natur zu langsam.

Die heutige Zeit forcirt alles. Der Luftballon wird vollgepumpt, losgelassen, saust durch den

Aether und schleift schließlich lebensgefährlich für den „Zauberlehrling“ über die Felder.

Die chronische Krankheit, alles zu verbessern oder zu ergründen, endet dann mit dem üblichen Bruch im Genick, denn die entfesselte Macht wieder zu bändigen ist schwer, oft unmöglich.

Das Goethe'sche:

Willst du alles ergründen, —
Wenn der Schnee zerschmilzt
Wird es sich finden.

fand ich einst als Motto einer Fibel vorgedruckt! Weiser Pädagoge!

Wie würden wir es behaglich haben können, wenn wir nicht fortwährend mit Extrapost fahren müßten über Stock und Stein. Aber wir müssen in rasendem Wettlauf mit, unsere Lungen dampfen, in unserm Kopfe schwirrt es! Immer vorwärts, immer rascher! Und wenn wir an's Ziel kommen, sind wir umsonst gelaufen, denn mit uns liefen Tausende noch schneller in gleicher Absicht.

Welches Danaërgeschenk ist deßhalb für die meisten Menschen Leben und Existenz!

Der Fortschritt hetzt uns Alle in einen frühzeitigen Tod. Aber wir wollen es. Jeder fordert es von dem Andern!

Trägt dir der Mann, der heute in den Dienst der öffentlichen Gedankenbeförderung gestellt ist, deine Briefe eine Stunde später in deine Wohnung, — wanken schon die Säulen deines Hauses! —

Kaum der keuchende Eilzug, — kaum der elektrische Funke auf dem Draht genügt deiner fiebernden Hast, und wenn der lebendige Bote schwerathmend deine Treppen emporklimmt und dir das versiegelte Geheimniß überreicht, — du lieber Himmel! was war's denn meist weiter, als eine der üblichen Enttäuschungen! — —

Ein Postbeamter der heutigen Zeit stellt durch seine Zähigkeit, Ausdauer und Genügsamkeit das Kameel in der Wüste in den Schatten!

Er muß ein Gott an Pflichttreue sein, — ein Rennpferd an Schnelligkeit, — statt einer Lunge einen Blasebalg besitzen, an Lebenszähigkeit einen indischen Elephanten übertreffen und durch Höflichkeit und Diskretion jene ewig grinsend-nickende Pagode auf deinem Schreibpult beschämen!

Und unversehens, — wie ich es jüngst erlebte, — fuhr ihm ein rother Strahl aus dem Munde, — der Sargdeckel wurde aufgemacht, — das blasse, abgejagte Menschenkind hineingepackt, — — fort!! — —

Am nächsten Tage sah ich schon ein neues

Lastthier des Staates vorübereilen, — die unsichtbare Hetzpeitsche, die Gebieterin „Subordination“ schlangenartig hinter ihm!

Es mag sträflich klingen, aber mir ist es vollkommen gleichgültig, ob im Jahre 2880 Herr Weber oder Herr Meyer die Hände über den Bauch schlägt, das übliche Daumenspiel beginnt und zufrieden und glücklich mit all den Errungenschaften ausruft: „Brave Leute, diese Culturpioniere vor tausend Jahren! — Wir haben es verteufelt gut. Während sie die Uebergangsprügel wie Helden ertragen haben, heimsen wir die Früchte davon mit aller Gemächlichkeit ein.“

Ich danke ergebenst, der Packesel von Herrn Meyer zu sein. Nebenbei kann es auch damit noch anders kommen. Herr Weber und Herr Meyer werden vielleicht, statt Bildsäulen zu errichten, die Bilder derjenigen verbrennen, die diese Gesetzbäckerei betrieben, die sogenannten freien Menschenrechte erfunden und den ganzen Himphamp der Volksbeglückung proklamirt haben. Wenn uns die Lehre von der Umwandlung des Stoffes beweist, welche unendliche Zeit sich die doch so unermüdlich schaffende Natur nahm, um eine Entwicklung des Organismus zu Tage zu fördern, wie wir sie heute anstaunen, weßhalb müssen wir

die Endziele unserer socialpolitischen Verhältn
denn mit Dampfbetrieb in Scene setzen woll
Und just, weil die wissenschaftliche Forschung
dunklen Binden, welche die Natur um ihr Wir
und Weben zu schlingen liebt, immer mehr löst und uns dadurch in den Stand setzt, die erkannten Naturkräfte in unsern Dienst zu stellen, — deßhalb müssen wir darauf bedacht sein, diese Resultate und ihre außerordentlichen Consequenzen mit uns selbst in Einklang zu bringen, während wir alles thun, um die vorhandenen Gegensätze zu schärfen und in's Endlose zu verwirren.

Nach zehntausend Jahren ist's auch noch Zeit, denn ganz gewiß kugelt sich die Erde noch sehr lange im Aether herum, bis ein großes Weltturnier unserm verehrlichen Planeten ein verderbliches Loch in den Bauch stößt.

Auf der einen Seite haben wir jedem Landstreicher Freiheiten eingeräumt, wie sie früher nur Könige besaßen, auf der anderen Seite raufen wir uns verzweiflungsvoll die Haare aus über die unhaltbaren Zustände, und die Natur, die diesem Treiben zusieht, müßte sich eine Thräne abwischen, wenn sie Mitgefühl mit uns hätte, die wir mit so verzweifelten Sätzen in unser eigenes

erben rennen, statt uns an ihr ein Beispiel
ehmen.

„Denn, sagte der Calculator, indem er sich mit seiner schlechteren Seite gegen das Pult lehnte, die Brille putzte und gegen die Augengläser aufblickte: „Das ist ja Alles ganz wunderschön mit dem sogenannten Fortschritt, aber hol' der Teufel den ganzen Kram. Ich habe noch Niemanden gesehen, der sich dabei glücklich fühlt. Nichts wie unzufriedene Menschheit heut zu Tage!"

Ich bat den Herrn Calculator nach dieser Aeußerung um seine Photographie und indem ich die Thür öffnete, verbeugte ich mich höflich und sagte: „Bitte mich Ihrer Fräulein Tochter Mienchen zu empfehlen" — und wanderte nach Australien aus.

VIII.

Diesen Brief muß ich mit einem Selbstbekenntniß beginnen. Ich habe die Beschwerlichkeiten meiner Kindheit wie ein Mucius Scävola ertragen, — einen unauslöschlichen Widerwillen aber hatte ich von jeher gegen das Lernen. Schon zu jener Zeit, als meine Mutter sich bemühte, mir die ersten Lautirbegriffe beizubringen und mit jener Engelsgeduld, durch die in der That die enge Verwandtschaft der Mütter mit der Engel-Familie St. Gabriel im Himmel schlagend bewiesen wird, zehnmal dasselbe wiederholte, ohne daß meine Kinderseele die Nothwendigkeit dieser Quälereien begreifen konnte, faßte ich eine Abneigung gegen das Wort „Schule, Schule haben, Schule halten,“ die nur mit der Scheu vor Prügel verglichen werden konnte.

Wenn ihr Auge einmal über mich wegglitt, oder auf ihrer Arbeit haften blieb, oder die meldende Magd sie auf Augenblicke abzog, — schweifte

mein Blick hinaus in die goldene Freiheit. Ich zitterte vor Verlangen, meine Stimme mit den jauchzenden Kinderlauten auf der Gasse zu vermischen, Luft und Leben zu athmen und das Verbot ließ Alles, was draußen war, so begehrenswerth erscheinen, daß ich mir wie ein Gefangener vorkam.

Lerne was, so weißt du was! stand in der Fibel. Ich buchstabirte, und wenn ich ausbuchstabirt hatte, flog durch meine Gedanken nur der eine Wunsch, daß endlich der Augenblick gekommen sei, wo ich, aller Fesseln ledig, zu meinen Kameraden hinauseilen dürfte. —

Man eifert gegen die Schnürleiber der Frauen. Keiner eifert gegen die Schnürleiber, die den armen Kinderseelen angezogen werden und in denen sie fast ersticken.

Bei der Sucht „Vereine zu stiften,“ würde mir ein solcher zur Abschaffung dieser Schnürleiber sehr zeitgemäß erscheinen und sympathisch sein, so daß ich sogleich bereit wäre, das Präsidium dieses Vereins zu übernehmen. Ich höre Sie einwenden, — als Feindin jeglicher Uebertreibungen und Paradoxen, — daß doch einmal mit dem Lernen begonnen werden müsse und daß es in der menschlichen Natur liege, sich gegen diese Anfangsübungen

abwehrend zu verhalten. Ganz richtig! Aber ich kenne Familien, natürlich sehr wenige, — denn die meisten Eltern fürchten, ihre Wunderkinder könnten am Ende nur brave, verständige Weltbürger werden, während sie mindestens in der Wissenschaft durch ihre späteren Entdeckungen eine geistige Revolution hervorrufen, als Staatsmänner aber den ewigen Frieden und die Abschaffung aller Kanonen herbeiführen sollen, — die ihre Kinder erst kleine kräftige Menschen werden lassen wollen, mit gesunden Körpern und unverkränkelten Seelen, ehe der Trichter von der Wand genommen wird, worin das „a“ „b“ = ab und das „Lerne was, so weißt du was“ eingeschlossen ist. Wie viel Geld haben Sie bei sich, um mit mir zu wetten, daß in etwas späterem Alter normale Kinder stets mit Lust und Liebe die ersten Exercitien in sich aufnehmen? Ich will es Ihnen nur gleich offen gestehen, daß mich das ganze kleine, liebe, herzige Gesindel zum Generalanwalt ihrer gekränkten Rechte engagirt hat und daß ich also ein bezahlter, ein bestochener Agent bin. Bestochen? Ja! bestochen durch ihre rührende, anmuthige Unschuld!

Mir träumte einmal, ich sei ein Schulmeister und hätte außer freier Wohnung und heißem

Theewasser 150 Thlr. jährliches Gehalt. Ich nahm am zweiten Tage bereits meinen Abschied und weinte heiße Thränen, denn ich hörte die gefangenen Kinderseelen wimmern. Als ich aufwachte, hatte ich wirklich bitterlich geweint. Seitdem nahm ich mir vor, Anwalt der Kleinen zu werden. Es hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht und seit jener Nacht — es war, wenn ich nicht irre, der Anbruch jenes Tages an welchem Christus vor ca. 1900 Jahren ausrief: „lasset die Kindlein zu mir kommen" — glaube ich auch, daß die Träume im Himmel fabricirt und mit Rohrpostgelegenheit an Auserwählte expedirt werden.

Es geht mir übrigens in der Praxis wie dem Verfasser des Emile. Ich handle selbst nicht immer wie ich hier vorschreibe. Ich stecke meine Kinder zwar nicht in's Findelhaus, aber ich überlasse die Erziehung meiner eigenen Kleinen in den ersten Jahren meiner Frau, so daß ich eigentlich nicht ganz genau weiß, wie es bei mir selbst zugeht. Da mir meine Frau aber allgemein als eine sehr verständige Mutter geschildert wird und ich, — so weit ich die Ehre habe, sie zu kennen, — zu derselben Ueberzeugung gelangt bin, so bin ich sicher, daß meine Jungen und Mädchen in

strotzender Gesundheit, mit rothen Backen und Brodsammlungen vertilgendem Appetit, nicht zu früh in die Presse genommen werden. Wenn ich mich erinnere, daß ein zehnjähriger, frühreifer Knabe mir einst sagte (er sah blaß und verarbeitet aus wie ein Metallarbeiter), „ich kann nicht mit Otto (einer seiner Mitschüler) verkehren, es fehlt ihm in der Unterhaltung an jeglicher Logik,“ so überläuft es mich heute noch. „Wie wird der sich zu seinen Nebenmenschen stellen, wenn er zwanzig Jahre älter ist“, dachte ich. Ich weiß aber, daß der gütige Schöpfer ihn in seinem neunzehnten Jahre zu sich genommen hat.

Unser Streben muß dahin gerichtet sein, tüchtige Menschen heranzubilden, nicht bevorzugte! Es wäre schlimm, wenn die letztere Klasse ausstürbe, selbstredend, — aber sind die Bevorzugten auch die Zufriedenen? — die Glücklicheren?

„Genügsame Menschen“ erziehen, sollte der Wahlspruch sein. Genügsame Menschen heißt zugleich glückliche Naturen heranbilden. Lernen und Lehren, das Eine ist ja ohne das Andere undenkbar. Also, was soll den Kindern gelehrt, was soll gelernt werden, um sie zu glücklichen Menschen zu machen? Lernen soll die Jugend: das Kleine zu achten, mit Wenigen sich zu genügen,

an dem Geringsten Freude zu empfinden, sei es auch nur an dem Stäubchen, das in der Sonne tanzt. Lernen heißt doch nicht nur, die Höhenverhältnisse des Chimborasso kennen, oder Staubfäden zählen können, nicht nur: jede Form von avoir und être oder erste Person Plusquamperfecti Indicativi Passivi wissen. Lehren und Lernen ist ein ganz anderes geheimnißvolles Ding!

Gehen Sie mit mir. Ich führe Sie in ein geordnetes Hauswesen. Es ist frühe Morgenstunde.

„Wach auf, wach auf, mein lieber Junge!“ Er reibt sich die Augen und fühlt sich beglückt, daß das alte liebe Gesicht ihn anschaut. Mit dem Gedanken an seine Mama ist er ja eingeschlafen, der gute, liebe Kerl. Wie wohl das frische Wasser thut! Ach! und nun das Fenster auf! Gottes frische Luft soll herein. Hier ist Platz und Begehr! „Man wird dich loben, denn du hast deine Lection vorzüglich gelernt.“ „Ich weiß das so fest, daß ich es niemals wieder vergesse! Ei, du bist schon auf, Schwesterchen? Gieb mir einen Kuß. Wie frisch und hübsch sie aussieht! wie eine Pfirsichblüthe. —“

Der Silberklang der Klingel tönt. Das Frühstück ladet ein. O, die wunderbare rothe Rose

mit ihren grünen Blättern! Wie schmuck auf dem weißen Tischtuch. Und wie es schmeckt, die Milch, das Brod. Und nun an's Fenster. Just geht Hans vorüber. „Warte, warte! Ich gehe mit. Adieu, adieu!"

Er eilt fort. „Das Hündchen sah ich noch nicht in unserer Straße. Ei, wie putzig ist das Thierchen. Komm, du Bettler! nimm den Rest vom Frühstück. Guten Morgen, Hans!" Wie lustig stürmt er vorwärts. Die Menschen, die Vögel, die Bäume, alles guckt er sich an. Alles lacht und grüßt ihn. Weshalb? Er ist glücklich. Ein frischer, fröhlicher, kleiner Mensch, der Freude an Allem hat — und deshalb auch gut und pflichtgetreu ist.

Nichts ist schlimmer, als die Theorien der Pädagogik! Indeß, da wir nicht Alle mit Bibelworten auf der Zunge geboren werden, halten Sie noch etwas bei meinen Aphorismen aus, gnädige Frau. Nicht jede Krähe muß man gleich todtschießen, wenn sie krächzt. Es giebt Menschen, die behaupten, Krähen zu schießen sei Unrecht, sie seien trotz ihres unmelodischen Gekreisches außerordentlich nützliche Thiere.

Welchen unendlichen Schatz geben wir den jungen Stämmen mit, wenn wir ihnen einprägen

die Genußfähigkeit an dem Geringsten, die Dankbarkeit für jede kleinste Freude oder Abwechslung, — die Genügsamkeit. — Die Genügsamkeit? O, nein, sie brauchen nicht genügsam zu sein! Der Tisch ist so reich gedeckt und das Genießen ist ja erlaubt, ja, so zu empfehlen, daß sie das Paradies schon hier auf Erden haben können, wenn sie verstehen — „zu genießen.“ Aber ihr müßt es sie lehren. — —

Der Instinkt ist der große Lehrmeister lebendiger Geschöpfe. Dem Vogel braucht man nicht Ammon's Mutterpflichten in das Nest zu legen und die Löwin leckt so lange an dem Kätzchen hin und her, daß sie damit seine Wäsche, die Pflege der Haut und sein Wohlbehagen befördert.

Wenn in vornehmen Häusern ein Kind geboren wird, können die übrigen Bewohner, mit Ausnahme der Dienerschaft, die auf doppelte Thätigkeit gesetzt wird, nur auswandern. So eine halbe Elle Mensch macht mehr Unruhe, braucht mehr Platz, als eine halbe Compagnie Einquartierung!

Meine Frau ist für kleine Schläge — Klapse, wie man sie abschwächend nennt, — nur so lange, wie die Kinder in der Wiege liegen. Ein entsetz-

licher Gedanke, ohne Zweifel! Und doch ist es eine Thatsache, daß das kleine Wesen zu einem Pedanten der Ordnung geklapst werden kann, die einen deutschen Kanzleirath beschämen könnte. Die kleine Anna ißt, schläft, funktionirt zu ganz bestimmten Stunden und erfindet den Laut selbst, mit dem sie ihre Wünsche oder Bedürfnisse kund giebt. Weg mit dem Wiegen! Die Ausnahme gelte als Curiosum, nämlich da, wo der Kuhschwanz durch die Wand an die Wiege befestigt ist und die Buntekuh nun durch das Hemmniß gereizt, das schwebende Bettchen in Bewegung hält.

Viel tausend Bände wurden über Kindererziehung geschrieben und die besten Rathschläge ertheilt. Es giebt heute Frauenvereine, in denen Mütter „Vorträge“ über Kindererziehung anhören. Giebt es etwas Verrückteres? Das Beispiel im Hause ist die große stillschaffende Lehrerin. Liebevolle Begegnung unter den Ehegatten, eine geregelte Thätigkeit, der Sinn für Ordnung und Wahrheit erzieht die Kinder von selbst und die Vorbilder von Pflichttreue gegen sich und Andere, stehen über allen Predigten, wirken tausendmal intensiver als das fortwährende Berufen, Tadeln, Poltern, — oder gar Schlagen. Wem die Kinder

eine Last sind, der hat es sich und nicht ihnen zuzuschreiben. — — —

Die bisher unbekannte Sünde gegen den heiligen Geist ist es, daß wir unsere Kinder mit Wissen überladen. Wie ächzen die armen Geschöpfe unter den schriftlichen Hausarbeiten und wie wird der kleine Geist gemartert!

Allerdings! Den Topfgewächsen, welche in unseren Fenstern blühen, erweisen wir die Rücksicht, sie nach den Vorschriften der Erfahrung zu begießen, — aber unsere Kindergeister können unter den Wissenswassern gerne versumpfen! Nur immer d'rauf gegossen! Der Junge kann am Ende noch einmal Minister werden! Jenes positive Wissen sollte lediglich Mittel sein, nicht Zweck! Die wahren „Zwecke“ der Erziehung werden nur erfüllt, wenn wir jene göttlichen Geistes- und Herzenstugenden in ihnen heranzubilden suchen, durch deren Vervollkommnung sich ein Sokrates, ein Solon, ein Lykurg, ein Plato, — ein Peabody, — eher die Anwartschaft auf einen religiösen Kultus erworben haben, als der heilige Michael, Sebastian, Nepomuk, oder wie die Herren Heiligen sonst heißen mögen, deren Bilder und Knochen aufbewahrt werden.

Wahre Menschlichkeit nähert uns dem er-

habenen Geiste, dessen Angesicht wir nie schauen werden! Und schuf uns ein höheres Wesen nach seinem Bilde, — weßhalb verzerren wir die edlen Linien und verwischen den Stempel Gottes, der ihnen aufgedrückt ward?

Ich fühle eben ein Ziehen am Rockschoß. Das waren Sie, gnädige Frau, mit Ihrer kleinen, energischen Hand! Ganz in der Ordnung. Ich habe noch einige Briefe vor mir. Beginnen wir einen neuen.

IX.

Was in diesem Briefe stehen wird, das mögen die Götter wissen. Guten Morgen, gnädige Frau! Welch' ein wunderbarer Frühlingssonntag dringt in mein Zimmer. Wie zwitschern die lieben Vögel, wie dampft die Natur und läßt die geheimnißvoll schweigend-aufstrebenden Triebe emporschwellen! Das Grün schimmert noch behutsam auf den Zweigen, bis der nächste warme Regen — ach! da ist er, während ich schreibe, und wir wollen ihn beide dankbar begrüßen, — die Embryonenhülle sprengt und das lustige, frische, lebendige Maiengrün hervorbricht.

Gnädige Frau! Wie ist die Welt so wunderschön und wie dankbar bin ich dem Himmel, daß er mir diese Genußfähigkeit geschenkt hat! Aber hier hält es mich jetzt nicht! Mit fünfzig Schritt kann ich eine Anhöhe gewinnen, von wo aus es sich prächtig Umschau hält in's weite Land. Kommen Sie, verehrte Freundin, der Regen ist vorüber!

Nehmen Sie Ihr Umschlagetuch und begleiten Sie mich. Ihre Handschuhe? Sie brauchen keine. Wenn Sie auch ohne diese mit Ihren Händen die Augen beschatten und die zauberhafte Ferne durchforschen, rümpft Mutter Natur nicht die Nase.

Ach, welch' ein sonnen- und golddurchwirkter, singender und klingender Frühlingsmorgen! Die ganze Schöpfung liegt betend auf den Knien und geheimnißvolle Schauer durchziehen Alles, was athmet und lebt. Aus der Ferne tönen feierliche Klänge, zeitweilig unterbrochen durch jenes große, geheimnißvolle Summen in der still-lebendigen, athmenden Natur. Du glaubst ihren Pulsschlag zu hören, das Flügelrasseln der Insecten, den krabbelnden Ton des Käfers, das zarte Geräusch durchbrechender Keime, das Herabgleiten zurückgebliebener Regentropfen an moosbewachsenen Zweigen, den hüpfenden Sprung des Vogels, — den einsamen, hohen, weither tönenden Schrei des Falken. Die Drosseln und Lerchen singen, die Schwalbe jagt in raschem Fluge vorüber; — von weither dringt Peitschenknall herauf und du verfolgst den langsamen Schritt der schwerziehenden Gäule.

Und nun fröhliche, glückliche Kinderstimmen, das Ochoi des Kuhhirten und der trampelnde,

ungeschickte Galopp der Kühe, deren Knie an die Holzhalsbänder schlagen und melodische Glocken erklingen lassen.

Sie helfen den Feiertag mit einläuten.

In weiter Ferne schlafen die blauen Berge in einsam majestätischer Ruhe. Die schwarzen Acker-gärten und grünen Matten weben unbewußt die wunderbarsten Teppiche und der Silberstrom, der ihre Grenzen umfaßt und sich drüben an den ernst-schweigenden Wald anschmiegt, sieht aus wie der weiße Arm einer Waldkönigin, die ihre Natur-schätze an die Brust drücken will.

An den duftenden Hügeln, — dort, näher deinem Blick, — klettern Häuser und Vieh empor. Dazwischen Buschpartien, Aecker, Wälder, Wein-gärten, weißgetünchte Mauern, rothe Ziegeldächer und kahle Felsabhänge, in fröhlicher, reizender Abwechslung, scheinbar ohne Leben, friedlich von Sonnenstrahlen eingehüllt.

Jetzt tönt das Glöcklein der Kirche deutlicher herüber. Ich meine Gesang zu hören, ich glaube andächtige Männer und Frauen in alten Kirchen-stühlen zu sehen. Bleich, mit erloschenen Augen, schaut ein Christuskopf aus dem Rahmen und mahnt die Gemeinde an den göttlichen Stifter ihrer Religion. Und doch siehst du nichts, du

hörst nichts. Aber deine Phantasie sieht und hört Alles und dein Inneres erbebt in jenen Naturschauern, die dir Thränen der Rührung ins Auge treiben.

Heute ist wirklich Sonntag, gnädige Frau.

Welch ein schöner Tag war dieser siebente in meiner Knabenzeit. Wenn ich Morgens aufwachte, hing nicht wie sonst das drohende Schulschwert über meinem Haupte. Es war „frei.“ Welch' beseligendes Gefühl. Man drehte sich auf die andere Seite und schlief weiter. Dann gab es beim Frühstück ausnahmsweise zum Kaffee Milchbrödchen mit Butter und meine Mutter sagte fast regelmäßig, wenn wir verspätet in's Frühstückszimmer traten:

„Viermal ist der Kaffee wieder gewärmt. Nun ist er natürlich schlecht. Kind, iß doch leise! Das Brodknappern macht mich ganz nervös.“

Aber grade diese halbverbotene Frucht reizte immer von Neuem. Dazu der Sonntagsanzug und eine gewisse, diesem Tage eigene erwartungsvolle Stimmung. Die 2½ Groschen Taschengeld, mit deren Verwendung schon die ganze Woche Pläne gemacht waren und die Sonntagsnachmittags-Langeweile bei schlechtem Wetter mit der Erkenntniß, daß es doch eigentlich eitel Ueber-

schätzung sei mit diesem so vornehm-nichtsthuend einherwandelnden Herrn Sonntag. — — — In späteren Jahren erscheint dieser Tag überhaupt nur als ein unbequemer Stillstand in den gewohnten Beschäftigungen und bei uns in Deutschland ist er kein eigentlicher Ruhetag. — Ich habe, bevor ich in England war, Annehmlichkeiten eines englischen Sonntags bezweifelt, habe aber an dieser abgeschlossenen Form der Feier Geschmack gefunden. In England ist es wirklich ein Ruhe- und Erholungstag, weil sich Alles strenge vom Werkeltage unterscheidet. Bei uns wirft sich jeder siebente Tag in einen Domino ist aber so schlecht maskirt, daß der Arbeitskittel und die Alltagsschürze überall hervorgucken Wenn nicht die schöne Kirchgangsitte wäre, was bliebe noch am Sonntag?

Als ich größer wurde, trug ich Sonntags Stege an meinen Beinkleidern, träufelte Mama's Eau de Cologne auf's Schnupftuch und rauchte heimlich Vaters Cigarren, bis ich — krank wurde. — Ach, das war herrlich!

X.

Vor der Thür sitzt der kleine Heinrich und wärmt sich im Sonnenschein. Er hat sich schon daran gewöhnt, daß die spielenden Knaben wie die Schwalben an ihm vorüberfliegen, während er immer an seinen Stuhl gefesselt ist. Als er anderthalb Jahre alt war und seine Mutter den Versuch machte, ihn das Gehen zu lehren, versagten die Beine den Dienst. Und wie das immer so blieb, Jahre lang, weinte die arme Frau oft bitterlich, ging aber wieder an ihre Arbeit und tröstete sich mit dem Ausspruch des Arztes, daß es wohl nicht so bleiben werde. Man müsse abwarten! Es sei eine angeborene Schwäche, der man jetzt nicht abhelfen könne.

Dann machte der kleine Heinrich eines Tages selbst einen Versuch, an einem Stuhl, der beim Reinigen der Stube auf den Flur in die Nähe der Treppe gestellt war, sich emporzurichten. Plötzlich hörte die Frau ein lautes Gepolter und

einen Angstschrei. Das Herz stand ihr still. Es war Heinrich. Sie trugen das jammernde Kind in's Zimmer und sie warf sich weinend über ihren Liebling. Der Arzt erklärte, er habe ein Bein gebrochen. So lag der Kleine viele Monate und ward immer weißer und durchsichtiger im Gesicht, lächelte aber, wenn die Mutter von ihrer Arbeit aufsah, wehmüthig-dankbar zu ihr hinüber.

Mitunter kam ein älteres Nachbarkind mit blonden Haaren und dunklen Augen, ein eigenschönes Geschöpf und leistete dem kleinen Heinrich Gesellschaft. Sie zogen eine Puppe aus und an und rissen so lange an den Beinen, daß nun jedes der Kinder mit einer Hälfte spielen konnte; später schnitten sie mit einem Messer den Leib auf und waren enttäuscht genug, als sie nichts darin fanden, was ihre Neugierde befriedigte.

„Ist Heinrich bald wieder gesund?“ fragte die kleine Martha jeden Tag und guckte mit ihren dunklen Augen forschend zu der alten Wäscherin hinüber.

„Ja, nun wird's bald!“ sagte jedesmal die Alte und über des Knaben Angesicht zog ein sanftes Roth freudiger Erregung.

Eines Tages brachte Martha Mandeln und Rosinen in einer Düte. Sie wurden gezählt und

Jeder erhielt sein Theil. Aber eine große Mandel zählte über die gleichen Portionen.

„Die ist noch deine,“ sagte Heinrich, „denn dir gehört die Düte.“

„Nein,“ sagte Martha, „du sollst Alles haben — auch diese hier“ — und sie zeigte auf ihren Theil. — „Du bist ja krank.“

Der kleine Heinrich sagte nichts. Er nickte nur mit dem Kopfe, aber nun wußte er, wie krank er noch sei. Und doch, wie sehnte er sich nach seinem Platz vor der Thür, nach den grünen Bäumen, Vögeln und den Fußgängern, die ihm immer freundlich zugenickt hatten.

Als Martha fortgegangen war, schluchzte der Knabe und als die Thränentropfen auf seine Hand fielen, waren sie so heiß und so naß wie nie zuvor.

Wie nun die Mutter in's Zimmer trat, schritt sie rasch auf ihn zu und glitt mit einem Tuch über seine Augen.

„Was ist dir, mein Heinrich?“

„Ich wollte gerne draußen auf meinem Steine sitzen, — spielen und ausgucken.“

„Es wird nun bald werden,“ erwiederte sie und legte ihre harte, verarbeitete Hand auf das feine Haar ihres Kindes.

Gegen Ende des Sommers trugen sie ihn

wirklich vor die Thür, aber als die Frau nach einer Weile nach ihrem Liebling sehen wollte, lag er wie todt in seinem Stuhl und vor ihm stand ein Nachbarshund, der an seinen Händen leckte, nachdem er das Butterbrod erhascht hatte, das der kranken Hand entfallen war.

Die bekümmerte Mutter trug ihn wieder hinein, und nun hieß es, es sei besser, die Luft vom Innenhof in's Zimmer dringen zu lassen, bis er sich daran gewöhnt habe.

Sie hatte ihn lesen gelehrt und die Bücher, die Martha mitbrachte, heiterten den Knaben auf. Darunter war Sandford und Merton. Immer wieder blätterte er in diesem Büchlein und sah sich die Holzschnitte an. Wenn sie ihm aber von ihrem Ersparten einmal ein neues mitbrachte, dann jubelte er vor Freude.

Er half auch Kartoffeln schälen, Erbsen aus ihrer Hülle befreien und sonst allerlei Hausarbeit thun, die er sitzend oder liegend besorgen konnte.

Als er an einem Winternachmittag mit Martha Figuren ausschnitt, legte sie plötzlich die Scheere fort und sah ihm unverwandt ins Gesicht.

„Was siehst du mich so an, Martha?“

Sie antwortete nicht, nahm ihre Arbeit wieder auf und schnitt den Helm eines bunten Reiters aus.

„So, nun habe ich schon sechs Soldaten ausgeschnitten,“ sagte der Knabe und legte sie gradlinig nebeneinander. Die kleine, blaugeaderte Hand flog nur so über das Papier, denn er war geschickt Martha schnitt noch immer an ihrem Dragoner. Sie schaute wieder zu ihm hinüber und wieder fragte er: „Was guckst du so?“ Er lächelte dabei. Da stand sie auf, warf die Scheere und den Reiter hin, bog sich über ihn, umfaßte ihn mit ihren kleinen, festen Armen und lief aus dem Zimmer.

Den folgenden Tag klagte er über Kopfweh, Alles aber, was die sorgsame Mutter that, linderte nicht seine Schmerzen.

Als Martha, verlegen an der Schürze zupfend, — gegen ihre sonstige Art — in der Thür erschien, wurde der kleine Heinrich roth und sagte. „Komm Martha, ich war heute krank. — — Nun ist's mit einem Male vorüber.“

In der Nacht ward es aber schlimmer. Als der nächste Morgen in's Zimmer lugte und die durch die Nachtwache angestrengte Frau, den kurzen Schlaf gewaltsam abschüttelnd, an sein Bett eilte, lag er in Fieberphantasien.

Jetzt kam eine thränenreiche Zeit! Es wollte nicht besser werden und doch geschah Alles und

der größte Theil der Ersparnisse ging für Medicin und Pflege aus dem Hause. Martha war immer da, wenn der Arzt kam. Plötzlich stand sie an dem Bettrande und schaute bald auf den Kranken, bald auf den Doctor. Sie war Niemandem im Wege, sie kam und ging wie ein Schatten, sprach nicht, gab nur ihr Händchen, wenn die Mutter sie beachtete und schaute dann auf Heinrich's Krankenlager.

Ihre dunklen Augen schienen immer dunkler und tiefer zu werden und ihr Angesicht wurde immer blasser.

Aber ihr blondes Haar wuchs immer voller und krause Locken stahlen sich verrätherisch hervor an Schläfen und Zopf, auch trat ein silberweißer Streif zunächst der Stirn mälig immer stärker hervor und durchzog wie ein Silberband das goldene Gewirr des Haars.

„Ist das auch Ihr Kindchen?" fragte eines Tags der Arzt.

„Nein," sagte die Wittwe und streichelte die Wangen des stillen Engels. „Aber ich habe sie so lieb wie meinen Heinrich."

Martha's Angesicht glühte. Sie sah aus wie das Christkind selbst. Der Arzt schaute sie an und verließ mit dem Eindruck der Ueber=

raschung das Zimmer, denn es hätte nicht verwundert, wenn ein Heiligenschein sich über ihr Haupt gelegt hätte.

Dem kleinen Heinrich war wohl besser, aber was die Krankheit zurückgelassen hatte, das drückte sich in den Worten der Wittwe aus, als sie sich schluchzend an der Nachbarin Schulter lehnte und flüsterte: „Wenn der liebe Herrgott ihn doch zu sich genommen hätte! — Denn lahm und — blind! O, du mein Herrgott!“

Welch ein Tag, als der Knabe seine Blindheit merkte.

Was galt ihr draußen Kriegsgeschrei oder Festjubel, was Sturm oder Sonnenschein, was Wohlwollen oder Haß ihrer Nebenmenschen, was Vogelsang und Maiengrün, Leben oder Sterben, — sie hatte den Ton gehört, mit dem ihr Liebling rief: „Mutter ich sehe ja nichts.“

Deine Augen sind nur schwach lieber Heinrich, das kommt von selbst — bald wieder, aber sie glaubte es nicht und er glaubte es auch nicht. Er war schon im Unglück erfahren.

„Komm Martha, komm näher heran, ich will gerne deinen Kopf fühlen!“ sagte der Knabe und es zog ihm elektrisch durch die Arme, als das sprühende Haar durch seine Finger glitt.

Als die Mutter das Zimmer verließ, merkte sie, daß Martha leise wie ein Kätzlein hinter ihr schlich. Das Kind rückte ihr an's Gewand und fragte zögernd und ängstlich, als ob ihr vor der Antwort schaudere: „Kann Heinrich nicht sehen?“

„Nein, meine kleine Martha!“ Und als sie den Engel emporhob, vermischten sich die Thränen der alten Frau mit denen des Kindes.

Der Knabe aber siechte hin. Nur eine Freude hatte er, wenn ihn sein Mütterchen tröstete und streichelte oder Martha seine Hand faßte oder ihm vorlas.

Einmal beugte er sich vorüber und küßte sie. Sie erschrak. Sie zauderte. „Das darfst du nicht,“ sagte sie und guckte weg, als ob er ihre Mienen beobachten könne.

„Ich weiß es,“ erwiederte er. „Ich thue es nicht mehr, Martha.“ Und dann legte er sich zurück und bat: — „ich möchte schlafen.“ — Als er aber eingeschlafen war, — denn obgleich sie Abschied von ihm genommen hatte, war sie doch mit klopfendem Herzen an der Thür stehen geblieben, — lehnte sie sich über ihn und küßte ihn. — Dann aber, als ob plötzlich das Zimmer voll unsichtbarer Lauscher sei, erschrak sie, sah sich ängstlich um und entfloh mit ihrem leisen Schritt.

An einem Sonntag Morgen — die Sonne lachte groß und hell am blauen Himmel, der in stiller, ungetrübter Heiterkeit sich wölbte — da saßen die Dohlen droben auf dem Kirchdach und erzählten sich wichtige Dinge. Sie flogen auf und kehrten zurück, schossen wohl auch in eine Vertiefung der Mauer hinab und flatterten wieder empor, bis feierliches Glockenläuten sie plötzlich aufscheuchte. Ein kleiner Sarg ward hinausgetragen. Eine Kinderseele schwang sich hinauf an Gottes Thron und liebende Geisterarme umfingen sie.

Ach, wie weinte sie so bitterlich, die arme, verlassene Frau mit gebrochenem Herzen. Auch Martha stand in der Hausthür, als sie vorüberzogen. Das Kind sah aus wie ein gemeißeltes Marmorbild. Nur ein rother Fleck auf der Wange — nie vordem bemerkt oder eben erst hervorgetreten, — zeigte Leben. Als sie aber um die Ecke bogen, der Sarg ihren Augen entschwunden war und der Kirchhofplatz nun einsam und menschenleer vor ihr lag, da traten plötzlich — unaufhaltsam — die Thränen auch in das Kinderauge. — — —

XI.

Ohne Antwort.

Bereits seit Wochen bin ich ohne Antwort von Ihnen, gnädige Frau! Meine schönsten Buchstaben habe ich Ihnen nach der Schweiz gesandt, wo Sie nun schon so manchen Abend unter Kuhglockengeläute eingeschlummert sind und bei den übrigen Genüssen und Schönheiten, die auf Sie einwirken, vergaßen, daß ich einst geboren bin und lebe!

Ihre Photographie habe ich bereits an die Wand genagelt und aus Zorn mit Rehposten danach geschossen. Am ersten Tage blickten Sie mich noch mit einem halbangeschossenen Auge hämisch an; heute gab ich Ihnen den Rest! Mitten durch die Brust getroffen, saßen Sie vor mir und hauchten Ihr schönes Leben aus. Ich bitte mir per Postkarte Ihren Namen mitzutheilen, denn auch diesen habe ich aus meinem Herzen herausgerissen und — vergessen!

Aber das Geständniß muß ich Ihnen machen: jetzt sieht es in meinem Innern aus, wie in einer verödeten Klosterkirche! Weßhalb grade dieses Gleichniß? Weil noch leise Todtenklagen nachhallen über die Verlorene! Weil noch eine heilige Luft weht in den Räumen, die Sie einst bewohnten!

Weil ich just im Begriff stand, einen ewig dauernden Altar zu errichten, auf dem ich Ihnen meine ganze Ergebenheit opfern wollte, — mein „Bestes“, — wie einst Abraham den eigenen Sohn!

Wie steht geschrieben Matthäus sechshundert einundzwanzig, Vers achtzig? „Und siehe, als er die Augen emporhob und schauen wollte das Antlitz der unvergeßlichen Frau, da wandelte nur noch ein verschwommener Schatten in öden Hallen!“

Begreifen Sie, was ich an Ihnen verloren habe?

Stellen Sie sich vor, Sie hätten sich eben einen pelzverbrämten Mantel zu Einhundert Thaler mit mühsam erspartem Gelde gekauft, und am nächsten Morgen grinste Ihnen nur noch der leere Kleiderhaken aus dem Schrank entgegen! Gestohlen! Verloren!

Nun? Können Sie sich jetzt vorstellen, wie mir ist? Ich möchte beinahe behaupten, daß mein Schmerz noch empfindlicher sei! — — —

Ohne Antwort!

Was liegt alles im Leben in diesem einen Wort.

Es ist ein unsichtbares Achselzucken, es ist Verschmähung, Verachtung, oft die furchtbarste Verneinung! Ein nur bis zur Feuer-Essenhöhe beschwertes Königreich für ein Handbuch der Synonymen, um Ihnen ein Dutzend verwandte Stimmungen andeutende Worte vorzuhalten!

Ohne Antwort!

Das kann heißen, die neuverbesserte und vermehrte Turn und Taxische hat ihre Pflicht nicht erfüllt! (Ach, wenn ich Ihr Schweigen so auszulegen, so zu deuten berechtigt wäre!)

Die schönsten Sprichwörter haben Sie zu Schanden gemacht!

Da heißt es: „Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Versprechen muß man halten. Eine Liebe ist der anderen werth. Wer schnell giebt, giebt doppelt. Sprich, damit ich Dich sehe.

Treue währt, Liebe nährt Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes“!!! — — —

Sie mußten antworten, wenn Sie auch im Gletschereis steckten und Ihren besten Reisekoffer (den mit den Spitzen und Tüllärmeln und den „Zwei Seidenen“ — eins für die Promenade und

eins für die Table d'hôte —) als Entschädigung für einen Boten zur nächsten Poststation versetzen mußten.

Sie haben sich nicht einmal in meine desolate Stimmung hineinversetzt.

Grausam, mitleidlos, mit den Augen einer Sphinx haben Sie aus der Ferne meinen Schmerz betrachtet.

Den Holzwurm, der an meinem Herzen nagt — beachten Sie gütigst, daß ich nicht von der für solche Fälle üblichen Heine'schen Schlange gesprochen habe — haben Sie groß gezogen.

Nun gehe ich mit diesem Insekt umher und in unheimlichen Pausen höre ich es mit seiner Bohrmaschine arbeiten. Und welch' ein Instrument! Ich versichere Sie: neuester und bester Konstruction!

Ohne Antwort!

Wenn ich Sie etwa ersucht hätte, Ihr mütterliches Vermögen mit mir zu theilen! Begreiflich!

Wenn ich Sie ersucht hätte, endlich diese an Sie gerichteten, durch einen kostspieligen Druck vervielfältigten Briefe zu lesen! Verständlich! — Wenn ich Sie gebeten hätte, mir Alpenrosen zu pflücken oder einen Gemsbock zu schießen! Weil beschwerlich, — faßlich!

Wenn ich einen Appell an Ihre Freundschaft

hätte ergehen lassen, eine arme, in jener Gegend lebende, häßliche, aber „gute“ Verwandte aufzusuchen und ihr durch Grüße ein Zeichen meiner Theilnahme und Freundschaft an den Tag zu legen! Verständlich, — weil lästig!

Wenn ich Ihnen die Bitte vorgetragen hätte, das eben von mir begonnene Werk über die Gehörorgane mikroskopischer Wassertropfenthiere zu Ende zu führen, weil ich mich wegen schlechter Behandlung von Ihrer Seite grade todtschießen müßte und deßhalb momentan verhindert sei, zu arbeiten! Auch das wäre begreiflich gewesen!

Wenn ich Sie endlich, — um mit Beispielen zu schließen, ersucht hätte, schnell zurückzukehren, um mir etwa täglich zehn Stunden Unterricht auf dem Waldhorn zu ertheilen, — einen neugeborenen Zwilling gehen und sprechen zu lehren, meine Bienenstöcke aufzustellen oder Morgenschuhe u sticken, — Pflichten als Mensch, Christ, Familienvater und Geschäftsmann statt meiner zu erfüllen! — Nichts von Alledem!

Ich schrieb Ihnen nur von meiner Sehnsucht, von meiner Anhänglichkeit, von meinem schneeweißen Kakkadu, den ich Ihren Namen sprechen lehrte, von Spaziergängen und Molkenkuren, von verloren gegangenen Hoffnungen und aufblühenden

Rosen, — vom letzten Zweckessen und von Geheimrath's Malchen, von Regen und Sonnenschein, von Enttäuschungen und hüpfendem Glück, — von all' jenem Bunten, Wechselnden, das in meinem Lebensprisma zusammenströmt.

Keine Antwort!

Keine Antwort empfängt man, wenn man hungert und friert, die Hände ringt und an die Götter zu glauben, oder an ihnen zu zweifeln beginnt, und dann um eine Stellung mit neunstündiger Tages-Arbeit bei irgend einem weißen Sklavenhändler einkommt, hinzusetzend: „Das Gehalt überlasse ich ganz Ihnen, denn mein Weib siecht im Wochenbett dahin, — ein Kindlein begrub ich eben, — meine nächsten reichen Verwandten weisen mir aus alten Stammbäumen nach, daß ich gar nicht zu ihnen gehöre, — ich selbst war sechs Wochen augenleidend". — — —

Genug des Jammers! Da geziemt sich's, von wohlaufgepeppelten Christenmenschen keine Antwort zu erhalten. Aber wenn ich Ihnen von dem Jasmin erzähle, der so eindringlich-süß-erinnerungsvoll in meinem Garten duftet und mich erinnert an die ersten goldenen Tage unserer Bekanntschaft, — — da antworten Sie nicht?

Ohne Antwort bleibt man wohl, wenn man

ein Schaukelpferd, einen chinesischen Kasten oder einen Reisesack zum Repariren, oder einen in Nummern bezogenen Gartenlaube-Jahrgang zum Einbinden fortsandte und nach sechs Wochen doch nun auch einmal das Glück des Wiedersehens feiern möchte und den Handwerker erinnert. Ohne Antwort bleibt man, wenn man von einem süßen, blonden Mädchen, welches Agnes heißt und von jeher, schon als kleines, ganz kleines Mädchen sehr selbstständig war, o Gott ja! Sehr selbstständig! auf einen Antrag einen Korb erhielt und nun noch einmal auf das mißverstandene Glück der Ehe einen Anlauf nimmt und mittheilt, „nun endlich sei man mit 600 Thlr. und Weihnachtsgratifikation fest angestellt und erfreue sich des Wohlwollens seines Chefs“. — —

Ohne Antwort bleibt man, wenn man die für drei Jahre gemiethete Etagen-Wohnung ein Jahr früher verlassen möchte und Entschädigungen zu zahlen leider! nicht in der Lage ist!

Ohne Antwort bleibt man, wenn man gegen Einkommensteuer-Einschätzung reklamirt oder einem Preisausschreibenden Verleger eine „beste“ Novelle einsendet!

Ohne Antwort bleibt man, wenn man voll des lachenden, lustigen, tobenden Weines nächtlich über

eine Straße schwankt und eine verschleierte, sittsam einherschreitende Dame mit der sonst weniger verschleierten, aber für diesen Fall auch sittsam hinabschauenden, nebenherwandelnden Abhole-Köchin — nach dem Wege fragt.

Ohne Antwort bleibt man, wenn man den heimkehrenden Sonntags-Jäger mit der vollgepackten Waidmannstasche befragt, wie theuer er die mitgebrachten Hasen selbst habe einhandeln müssen!

Ohne Antwort bleibt man, liebe gnädige Frau, wenn man zum blitzenden Sternenhimmel emporschaut und die stumme Frage nach oben richtet: „Hälst Du Deine mächtige Hand über mir, großer Geist?

Wägst Du in Deiner Waage mein Glück oder mein Leiden ab?

Nimmst Du mich bald von dieser, durch Deine übrigen zweibeinigen Kreaturen so unerträglichen Erde und vergönnst mir einen Platz in dem Lichtglanze des ewigen Vergessens und der himmlischen Seligkeit!?“

Ja, gnädige Frau, so ist es!

Aber Jemanden ohne Antwort lassen, der dem sterbenden Roland bei Roncesvalles vergleichbar

sehnsüchtige Hifthorntöne erschallen läßt, — das — gnädige Frau! — —

Leben Sie wohl! Der Schmerz, welcher aus diesen Bogen quillt, möge die Bächlein Ihres Innern aufschließen und sollten die Wasser auch meine Buchstaben in styxartige dunkle Haupt- und Nebenflüsse verwandeln!

Sie werden dadurch erinnert werden, daß ich mich grade über den Styx übersetzen lassen will, Charon meinen Obolus in die Hand drücken werde und der Oberwelt Valet sage!

Keine Mythologie wird mehr genau sein, denn die Sisyphus- und Tantalushistorien werde ich um ein neues Genre vermehren! — —

Und so sei es denn grade herausgesagt: „Dieser Brief kommt bereits aus der Unterwelt, in der mich ein entsetzliches Loos betroffen hat! Mir sind die Buchbinderarbeiten übertragen, ich muß Couverts anfertigen und die abgehenden Unterweltsbriefe mit Freimarken bekleben!"

O, welch' schreckliche Anspielung auf die vergeblich von Ihnen erhofften Couverts, — die „Ursache" meines frühzeitigen Todes!

Und das grade mir, der ich den Geruch des Kleister's von jeher verabscheute!

Und das grade von I h n e n!

Aber ich grolle Ihnen nicht. Ich weiß, Sie müssen mir an d i e s e n Ort einst folgen und Antwort stehen! Ich halte Ihnen das Dreibein vor'm Kleistertisch bis zu Ihrer Ankunft frei! Also auf einstige, gemeinsame Arbeit, liebe theure, für mich so rasch verloren gegangene gnädige Frau! Nochmals: **Lebewohl!**

Ihr ergebener H.

Membre des enfers.
Directeur des relieurs infernaux.

XII.

„Haben Sie, gnädige Frau, jemals einen Canarienvogel brüllen, eine Ziege krähen, eine Drossel Kukuk rufen hören?“

„Nein!“ „Und wenn ich bescheiden anfragen darf, was geht daraus hervor?“

Daß jedes Wesen seine Individualität hat und folglich ich auch die meine und Sie natürlich die Ihrige, um die ich Sie, beiläufig gesagt, beneide.

Selbst in der Ehe habe ich mich meiner Individualität nicht entäußert. Das finden Sie unverzeihlich. Aber bitte vergessen Sie nicht, daß die rührendsten Liebespaare (welche Frau von Hohenhausen, glaube ich, ausnahmsweise nicht beschrieben hat) Hero und Leander, Paul und Virginie, ja selbst Romeo und Julie eben doch Gebilde der Phantasie sind.

Die Praxis ist eine rauhe Dame.

Wissen Sie, was mich in der Ehe, abgesehen von der Ueberraschung des siebenten Kindes, wenn

man sich nämlich nach dem zweiten schon das Ehrenwort gegeben hat, es sollte das letzte gewesen sein, am meisten ärgert?

Daß man immer auf Jemanden warten muß! Entweder man muß auf sich selbst warten, wenn die Frau früher fertig ist, oder auf sie, wenn man schon auf der Treppe steht und sagt: „Liebes Kind, wird's denn nun endlich?"

Als ich noch ein Jüngling und Junggeselle war, begierig von dem Nektar der Freiheit kostete, schönen Frauen in die dunklen Brunnenaugen schauen durfte und keine Gewissensbisse empfand, daß mein Herz klopfte, wenn ich unconfirmirte Mädchenflechten flattern sah, Zeit hatte, mich in Waldesduft und Waldeseinsamkeit zu berauschen, sogar Scheller's lateinisches Lexicon verkaufte, um von dem Erlös eine Liebesanthologie und Rauchtaback zu erhandeln, den Himmel ach! so lachend blau, die Welt so rosig-lustig fand und meine Freunde alle für Freunde und die Sorge noch für eine ganz kleine Porzellanpuppe hielt, die Gott danken müsse, wenn man sie so weit beachte, daß mal der Staub herunter gewischt würde, — ja damals — war ich eben noch Junggeselle.

Sie wissen nun, was mich am meisten ärgert,

aber Sie wissen nicht, was mir den größten Spaß macht.

Als Junggeselle hatte ich eine Porzellankaffeekanne, doch diese war zerbrochen, denn sie hatte schon früh den Henkel verloren. Ich besaß nicht die moralische Kraft, mir eine neue anzuschaffen. Jeden Morgen ärgerte ich mich über die Jungfer — ich nannte sie so, weil sie in ihrer Form einer schlanken Dame in Crinolinenrock glich — die immer älter und invalider wurde und doch immer diese impertinent schlanke Taille behielt. Wegen des fehlenden Henkels war ich gezwungen, dieselbe täglich zu umfassen, wobei ich mir oft genug die Finger verbrannte. Freilich als Jungfer wäre es unmoralisch gewesen, wenn sich grade die Taille verändert hätte!

Als ich in die Ehe ging, war es zum Glück mit dieser Jungfer zu Ende und das hat mich so recht den Unterschied dieser beiden Stände gelehrt. Jetzt macht die Magd den Kaffee. Entweder, wenn sie den stummen Vorwurf in meinen Blicken bemerkt, so stark, daß an einer einzigen solchen Tasse ein Elephantenmagen Kaffeevergiftung verspüren würde, oder so sanft sächsischen Geblüts, daß die hübsche Blume, die auf dem Boden meiner Kaffeetasse gemalt ist, durch die

Fluth leuchtet. Ach, wie schön ist diese Abwechslung!

Dann hat die Ehe noch einen Vortheil. Man braucht die Aschenbecher nicht selbst auszuschütten und braucht sich nicht, wie ehedem als Junggeselle, über den „Wichsier“ mit dem Rohrstock wegen schlecht gereinigter Kleidungsstücke zu ärgern, sondern kann es über die „Dienstmädchen“ thun.

Nein, Alles was Recht ist, die Ehe hat viel Schönes.

Aber das Erste, was ein Mensch thun sollte, wenn er sich verheirathet, — wenn er nicht grade Peabody's oder Rothschild'sches Blut unter den Nägeln hat, — das wäre, sich einen sogenannten Schmachtriemen anzuschaffen. Es ist ein großer Fehler, daß dieses nicht schon in der Hahn-Fibel auf der letzten Seite notirt ist, oder auf der ersten Kolumne von „Wagner's Lehren der Weisheit und Tugend“ statt des „jungen Lämmchens weiß wie Schnee“, das ja doch jedes Kind schon auswendig weiß und befolgt, indem es fast keinen Tag ohne Beule am Kopf oder einem Riß auf der Backe oder in der Hose nach Hause kommt. Mit der Lehre vom Schmachtriemen könnte man auch die ganze Socialdemokratie beseitigen. Die Schlächter, Bäcker und Bierbrauer könnten wie

die Chausseehäuser abgeschafft werden und — etwas magerer, aber voll Zufriedenheit und ohne Sorgen — gingen Eheleute und Socialdemokraten einher.

Nur die leidige „Genußsucht“ ruft alle die Unzufriedenheiten hervor und macht die Ehen sowohl als die ganze Menschheit unglücklich. — Wir müßten wieder eine Lebensweise beginnen, wie Diogenes und die Säulenheiligen! —

Ich bitte, mich freilich davon ausschließen zu dürfen, gnädige Frau!

Verargen Sie mir diese kleine Caprice?

XIII.

Der Fürst von Cypern.

Ich hatte in dem nahen Städtchen L. zu thun gehabt und fuhr gegen zwölf Uhr Mittags, zu welcher Zeit Staub und Hitze ihren Verlobungstag zu feiern schienen, mit dem Zuge nach der Residenz zurück. Vor der Abfahrt kam mir der Kellner mit jener, in Landstädten so erfrischend wirkenden, ehrlichen Dienstfertigkeit nachgelaufen, um mir den vergessenen Regenschirm zu bringen, den ich mitgenommen hatte, weil mir Gott Pluvius Morgens beim Abfahren Versuche mit seinen neuen Wasserspritzen vorzuhaben schien. Eigentlich nahm ich besagten Regenschirm mit gemischten Gefühlen von Freude und Enttäuschung entgegen, denn ich hatte es im Verlieren von Schirmen in diesem Jahre bereits auf eilf gebracht, und man ist einmal gegen die ungleichen Zahlen eingenommen, man mag sich wehren so viel man will. Schließlich siegte die Freude, die meiner Tasche einen Scudo für den ausnahmsweise nicht „Hinten=

gescheitelten“ entlockte und mit der anregenden Nachwirkung eines guten Glases Bier wollte ich meinen Platz einnehmen, als mich der Schaffner zu meinem Verdruß an ein überfülltes Coupé verwies.

Als ich zauderte einzusteigen, blinzelte er mit einem Auge und zeigte nebenan.

Ich sah vorläufig nur zwei kleine Lackstiefel, aber die sah ich und eine Venus in Lack ahnte mein divinatorischer Geist. Und so war es.

Sie schob die wirklich „Allerliebsten“ zurück und ich stieg ein. Die Billete wurden vorgezeigt, die Thür flog zu, und wir beiden niedlichen Gesellschaftsvögel saßen im Käfig.

Ich hatte höflich gegrüßt und sie hatte mit ebenso viel Artigkeit wie Anmuth gedankt. Sie hatte wirklich etwas Anmuthiges und hätte ich bei rascher Umschau nicht eine ganz sonderbar ausschauende Schachtel bemerkt, würde ich sie, wenn auch nicht grade für das, was man „die brave Tochter rechtlicher Eltern“ nennt, doch etwa für eine allein stehende Klavierlehrerin oder dergleichen gehalten haben.

Jedenfalls mußte nun, nachdem wir uns eingerichtet hatten, — und sie richtete sich durch Entfernung eines ihr lästigen Mantels so ein, daß

ich ihren gradezu vollendeten Wuchs bewundern konnte, — mit dem Gespräch begonnen werden und, — ich gestehe es, die Sache wurde mir sauer.

Aha, das Fenster! Es war unerträglich heiß.

„Befehlen Sie, gnädiges Fräulein, daß wir in dieser Luft unsern Tod erwarten?“

„Nein, bitte, öffnen Sie,“ — lächelte sie, — und ich sah nun auch eine Perlenreihe weißer Zähne, die das Ausstellungsstück eines Zahnarztes hätten beschämen können, — „ich setze mich dann rückwärts“.

Diese Abneigung gegen Zug deutete auf Reise-Erfahrungen und ich sagte, um nur überhaupt etwas zu sagen: „Waren Sie schon einmal in Afrika, mein Fräulein?“

Und das war nun wirklich sehr nett. Ohne die geringste Ueberraschung, ohne jene Unbeholfenheit der meisten Frauenzimmer, wenn man dem Gespräch eine andere Wendung giebt, antwortete sie lächelnd:

„Nein, mein Herr, aber trotzdem weiß ich, Hitze zu detestiren“.

Und wie sie dies „detestiren“ sprach, hatte ich gleich eine ganze Kornkammer von Anknüpfungspunkten, denn es war Wienerischer Dialekt.

Wenn einmal eine Pause eintrat und sie dann

fein züchtig nach dem heißen Sonnenstaub hinausschaute und ich weniger fein züchtig, sie und jeden Knopf an ihrem schwarzen Kleide betrachtete, schweifte mein Blick wieder zu dem erwähnten Reisegepäck hinüber, — und ich kann es nicht leugnen, — die vortheilhafte Meinung, die in meinem Wetterglase aufgestiegen war, ging mit einem Ruck herunter.

„Sie haben eine weite Reise hinter sich, mein Fräulein?"

Ueber diese Frage wollte sie sich anfänglich todt lachen, aber sie besann sich zufolge ihrer Schönheit und Jugend und antwortete: „Nein, mein Herr, ich komme wie Sie, aus L." Nun ward mir Herkommen, Stand, Name, Größe, Figur, Religion, kurz das ganze Paßsignalement immer unerforschlicher. Und während ich beim Weitersprechen überlegte, ob es „die brave Tochter rechtlicher Eltern" sei, oder ob sie vielleicht selbst Elternstelle an sich verträte, ward plötzlich mit dem großen Fingerknochen, oder einem Stockknopf — die Hitze machte mein Gehör weniger feinfühlig als sonst — nebenan geklopft. Dies Klopfen galt ihr und veranlaßte sie, aufzustehen und mit ihren kleinen Fingern so geräuschvoll wieder zu

klopfen, als ob eine Ameise eine Redova auf einem Tanzboden executire.

Die Folge war ein erneuertes Klopfen von jener Seite und nun nahm sie auf mein Anerbieten meinen Regenschirm und erwiederte die Anfrage durch den von mir improvisirten Telegraphen. „Bekannte!“ sagte sie, anscheinend einer Anfrage ausweichend und lächelte vor sich hin. Ich blieb ebenso neugierig wie der Ritter in der „Hebbelschen Hedwig“. Ich mußte wissen „woher du kommst, wohin du gehst, warum du stets mir folgest, — das sind der Dinge drei“.

Die zweite Frage erledigte sie wirklich im Geiste des Hebbel'schen Gedichtes, denn etwa wie schön Hedwig erwiderte sie: „Wohin ich geh? Die Welt ist allenthalben voll Lust und Herrlichkeit!“ während sie die erste dahin beantwortete, daß sie die Tochter eines Kaiserl. Königl. Geheimen Bergrathes sei. Die Oesterreicherinnen, die man so trifft, sind meistens Töchter von Geheimen Bergräthen, – ich kenne ein ganzes Dutzend.

„Sie haben wahrscheinlich Verwandte hier in der Gegend, bei denen Sie sich aufhalten?“

„O nein, — ich bin Künstlerin“.

Jetzt ward mir das Reisegepäck verständlicher.

„Schauspielerin ohne Zweifel?“

„Ja, erste Liebhaberin".

Nun begriff ich auch das Klopfen. Eine erste Liebhaberin würde ja ganz ihren Beruf verfehlen, wenn sie nicht auch wenigstens einen „Liebhaber hätte". — Grau, Freund, ist alle Theorie!

Künstlerin, Wienerin, Klopfen nebenan, — — mein Entschluß war gefaßt. Ich warf die fromme Scheu bei Seite und bot ihr eine Cigarrette an, welche sie dankend annahm und deren Asche sie mit einem schon für diesen Zweck mit auf die Welt gebrachten längeren Nagel am kleinen Finger abstreifte.

„Sie sind ohne Zweifel in B. engagirt?"

„Früher ja. Jetzt war ich in L. beschäftigt, aber ich habe schon eine Weile pausirt, denn unsern Direktor hielt es nicht im märkischen Sande. Er ist auf und davon gegangen."

Darüber fühlte ich denn ihretwegen tiefe Betrübniß, und sie sagte:

„Ja, ja, mein Herr, man hält das Loos der Künstlerinnen (sie sagte ganz deutlich Künstlerinnen) für ein so beneidenswerthes, aber ich brauche nicht zu versichern — — —

Sie brauchte nicht zu versichern, nein. Ich sah nach oben. Diese Schachtel — es bedurfte keiner Versicherung. —

Etwas Uebereinstimmendes findet man bei Allen diesen Holtei'schen Vagabonden im besseren Sinn. Ein Selbstdusel des Künstlerbewußtseins ist Allen gemein. Keiner steht an dem Platz, der ihm eigentlich gebührt. Meine verehrte Freundin mit der einen Pappschachtel stand auch nicht auf dem rechten Platz. Nur vorübergehend hatte sie sich bestimmen lassen, in L. aufzutreten. — —

Jetzt hielt der Zug und der Inhaber der Klopfmaschine nebenan machte sich bemerkbar.

„Machen Sie einmal das Fenster auf! Nein, nein! nicht das Fenster nach dem Perron!“

Aha!

Ich wollte helfen, aber es gelang nicht. Das Schiebeband hatte sich beim Zuschlagen der Thür eingeklemmt und saß unbeweglich.

„Weshalb öffnen Sie nicht?“

„Ich kann nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Es geht nicht.“

Weiteres Sprechen ward von dem Pfiff der Locomotive übertönt, der Zug setzte sich in Bewegung und wir saßen uns wieder gegenüber.

„Ach ja!“ sagte sie.

Ach ja, das ist der Ausruf, mit dem man den Sack abgeschlossener Gedanken einknotet. Warum

sollte ich nicht auch dergleichen sagen und ich sagte wirklich auch: „Ach ja!“

„Sie brauchen nicht zu seufzen, mein Herr!“

„Wie so? ich bitte.“

„Nun ein Mann! Wenn ich ein Mann wäre, würde ich nie „ach ja“ seufzen.“

„Ich bedaure, daß die gütige Natur Ihre Wünsche nicht vor Ihrer Geburt in Erfahrung gebracht hat, mein Fräulein. Sie hätte Ihnen gewiß jede Rücksicht erwiesen. Ich glaube aber, wenn Sie sich heute zu unserm Geschlecht zählen könnten, würden Sie anders denken.“

„Nein, nein, nein! Die Herren können reiten. Das ist schon ein Vorzug. Ach, ich schwärme für Pferde!!“

Ohne Zweifel stand ein Husarenregiment in L. Ich fragte sie.

„Gewiß, ich habe mir heute Morgen um sechs Uhr schon die Uebungen angesehen.“

Und nebenan waren Husarenofficiere. Alles war richtig. Gewisse Dinge sind gradezu unzertrennlich.

Zu einem Husarenofficier gehören Schulden, ein Pferd und ein Opernglas. Durch letzteres werden die angesehen, von denen ein so zauberisches Exemplar mir gegenüber saß.

„Es war der Herzog, der klopfte“, sprach sie.

„Ah, der Herzog!“

Ich ließ mir von dem Herzog erzählen, und sie erzählte von ihm, wie einst die Pompadour von Ludwig XV.

„Schade, er geht jetzt fort. Gestern haben wir Abschiedsfeier gehabt. Er wird Fürst von Cypern.“

Ich wagte einen bescheidenen Einwand.

„Verlassen Sie sich darauf. Als ich gestern in seinen Salon trat, erhoben sich just die übrigen Officiere, um ihm zu gratuliren und als ich nachfragte, erfuhr ich, daß er Fürst von Cypern geworden sei und wir tranken ihm Glück im Champagner zu.“

„Sollten Sie sich nicht irren, mein Fräulein?“

„Unmöglich mein Herr, ich bin doch dabei gewesen!“

Sie war dabei gewesen! Aha! Also schweige, Ungläubiger.

„Wo werden Sie in B. wohnen, wenn ich fragen darf?“

Sie nannte den ersten Gasthof und ich begriff, daß der Herzog nicht knickerte. Das war hübsch von dem Herzog. Und wie wir so weiter schwatzten, fiel plötzlich die berühmte Pappschachtel mit Donnergepolter, wie einst der tückische Marmor,

herab. Das um den Deckel derselben gebundene Strumpfband — es war wirklich ein veritables Strumpfband — zerriß, und ein Inhalt bot sich meinen Blicken, der selbst den verliebten Herzog noch im letzten Augenblick vor Annahme der Krone von Cypern außer Fassung gebracht hätte. Zum Unglück fuhren wir grade in den Bahnhof ein und die kostbaren Gegenstände mußten mit fliegender Hast aufgesammelt werden. Sonst hätte mein neugieriges Auge doch einmal einen richtigen Blick hinter die Coulissen thun können.

Drei Dinge aber werden mir, außer dem Strumpfband, im Gedächtniß bleiben. Es war ein Kamm, der nach Alter und Gebrauch die Zerstörung Magdeburg's mitgemacht haben mußte. Ein falscher Haarzopf, in dem noch eine rosa Schleife hing, die so wehmüthig heruntergekommen aussah, als ob wiederholt Subhastation vollstreckt worden sei. Und endlich ein Fächer, — ein Fächer, der in seiner Erscheinung genau an Lichtenberg's Messer ohne Scheide und Klinge erinnerte.

Worauf ich noch beim Binden des Strumpfbandes Hülfe leistete, dann ebenso betrübt wie gehorsamst Abschied nahm und mich schließlich auch dem Fürsten von Cypern angelegentlichst zu

empfehlen hat, der ihr zweifelsohne die Pappschachtel an den Wagen getragen hat.

Ich habe das zu meinem Schmerz nicht mehr erleben können.

Da Sie sich für die neueste Politik so lebhaft interessiren, habe ich geglaubt, Ihnen dieses bisher noch nicht bekannte, politische Ereigniß mittheilen zu sollen, gnädige Frau. Ich bitte indessen, die Sache etwas diskret zu behandeln und namentlich dem englischen Premier keine Mittheilung davon zu machen. Ich verlasse mich darauf!

XIV.

Ich bin nämlich mit zu vielen Seiten auf die Welt gekommen, gnädige Frau. Andere Sterbliche haben nur eine Vorder- und eine Rückseite, selbst der Beherrscher der Philippinen und der Micado von Japan haben nur zwei, — ich habe drei Seiten und die dritte ist in meinem Innern.

Von dort erklingen die Geigentöne meines Herzens und ich muß sie hören, ich mag wollen oder nicht.

Wenn ich ein kleines bleiches Bettelkind mit einem Veilchenstrauß in der Hand am Wege stehen sehe, ertönt eines jener unendlich traurigen Mignonlieder. Ein Bettelgewand, eine Silberlocke wecken rührende Klänge und berücken meinen nüchternen Sinn.

Das Erynnienheer der Enttäuschungen, alle unerfreulichen Erscheinungen des Lebens finden dort ihren Widerhall und wehmüthige, klagende, ja gellend-disharmonische Töne erklingen und schwirren empor.

Halte ich meine Buben mit ihren germanisch-blauen treuen Augen in meinen Armen oder lehnt sich mein kleines dunkles Zigeunermädchen lieb-kosend an meine Brust, dann erklingen zwar be-seligende, aber so weiche Töne in meinem Innern, daß die Rührung mein Auge näßt, — lehnt sich mein gutes Weib an meine Schulter, und hält mein Gehirn mit Blitzesschnelle Umschau über alles Gute, das himmlische Fügung mir bescheerte, erzittern plötzlich klagende Lieder über die Ver-gänglichkeit irdischer Wonnen und ihre Mahnrufe drängen sich ungebeten und zudringlich ein in die Glückstriumphe meiner Seele.

Pocht ein Fieber in meinen Schläfen, ertönen auch schon schaurig-ernste Sterbeklänge mit ihren weitgezogenen Posaunentönen. — Hockt die Sorge in einem Winkel meines Innern, redet und ver-schlimmert, hetzt und ängstigt, vergrößert und treibt, dann höre ich jene mystisch-unruhigen, verworrenen ungarischen Weisen, die mir stets erklingen, als ob in wildem Sinnestaumel sich trunkene Lippen auf einen todtblassen Mund drückten.

Zieht die Natur ihren Regen- oder Sturm-mantel an, oder greift unbarmherzige Kälte in das Mark der Erde und durchdringt Mauern und Mörtel, oder fegt der herbstliche Wind gelbrothe

Blätter von halbkahlen Bäumen und raschelt frierend über wärmeleere Schollen, schaudert mich, weil absterbende Melodien in mir erklingen, die meine Zuversicht erschüttern, — meinen Lebensmuth dämpfen.

Suche ich einen grünen Wald auf, umfängt mich das Mysterium der schweigsam-lebendigen Natur, haftet mein Auge an dem stillen Purpurhimmel, oder schweift mein Blick über das blaue unendliche Meer, dann heben sehnsüchtig-flüsternde Weisen zu singen an. Es gesellt sich zu der Freude des Genießens ein unerklärlich trauriges Natur-Empfinden und ich schwanke zwischen Jauchzen und Weinen.

Die Töne meines Innern stören mich in meiner Arbeit und erschweren mein tägliches Schaffen. Oft muß ich innehalten und horchen. Sie locken mich mit sinnberauschenden Klängen zu anderem „tändelndem" Thun; sie stören meinen Fleiß und verhöhnen meinen Eifer. Umrauscht mich die lebendige fröhliche Musik der Geselligkeit, die meinen Fuß zum Tanze hebt, oder schmettern die Trompeten lustige Fanfaren, die mich aufrütteln und begeistern, — dann erheben sich plötzlich nüchterne, harte, alltägliche Stimmen und suchen auch diese Klänge der Freude zu übertönen.

Verstummt einmal die Saite in meinem Innern, dann bin ich gestorben, gnädige Frau, und dann backen Sie gütigst einen großen Kaffeekuchen und schneiden recht gleichmäßige viereckige Stücke daraus, damit, nach der schönen Sitte, Jeder der lieben aufrichtig Leidtragenden einen Bissen zu meinem Andenken genießen kann und für einen Augenblick wenigstens den Gedanken los wird, wie viel angenehmer es doch wäre, zu Hause im Lehnstuhl zu sitzen und sich seines Lebens zu freuen, als dem abgethanen Gesellen die letzte Ehre zu erweisen.

Aber kaufen Sie, — ich bitte, — keinen Todtenkranz von sogenanntem Lebensbaum. Schon der bloße Geruch dieser Zweige macht mich fieberkrank. Eine Leichenphantasie ertönt, als ob der fratzenhafte Schnitter „Tod“ bereits den Fiedelbogen in die Knochenhand nähme und geigte. Dann höre ich moderduftige Melodien und diese verwesenden schaurigen Klänge erwecken in mir ein fürchterliches Grauen! — — —

Haben Sie einmal den Mann mit dem steinernen Herzen gelesen? Ich wollte, ich hätte etwas davon.

XV.

Ein beneidenswerthes Loos ist es, Gymnasiallehrer zu sein und in der Quarta und Tertia zu unterrichten. Atlas, welcher die zweitausendsiebenhundert Millionen Cubikmeilen körperlichen Inhalt fassende Erde so unverzagt auf seinen Schultern trägt, übertrifft kaum die Geduld und Ausdauer eines Dr. phil., der mit 1500 Thlr. Gehalt diese „Rangen" zu Menschen heranbilden soll.

Den schlimmsten Stand aber hatte der zwei Mal in der Woche erscheinende — Zeichenlehrer, jener Zeichenlehrer, der nicht in's eigentliche Lehrer-Kollegium gehörte, sondern nur den Unterricht in diesem Fache übernommen hatte. Er besaß auch nur „humane" Bildung, — wie der Pedell, bei welchem der Carcerschlüssel gleich rechts am Eingang an der weißgekalkten Wand hing und der gegen heimlich zugesteckte Zehngroschenstücke kein Unmensch war, sondern ein fühlendes Herz zeigte.

Unser Zeichenlehrer hieß Pose. Er sah aus wie eine alte dürre Waschfrau in Männerkleidung. Ganz gewiß war er seiner verstorbenen Mutter zum Verwechseln ähnlich. Es giebt solche Männer-Physiognomien, bei denen die Familienähnlichkeit mit der Mutter durch gewisse weiche Züge im Antlitz unverkennbar ist. Der ganz bartlose Pose war überaus kurzsichtig und hatte stets einen bleifederschwarzen Daumenballen. Denn er besaß eine wahrhaft krankhafte Neigung für viele vorgespitzte Faber'sche Bleistifte, welche er während des Sprechens „nachglättete“.

Es giebt keinen Schabernack, den wir an ihm nicht ausgeübt hätten!

Die jedesmalige Einleitung war ein Stolpern über das Trittbrett, welches auf das Lehrerpult führte. Dies stand einmal fest; das war unabänderlich! Unter das Brett wurde ein Hölzchen gelegt, so daß die Treppe beim Berühren zurückschlagen mußte. Pose graute vor dem Augenblick, wo er sich auf seinen Thron schwingen sollte!

Oft entfernte er das Hölzchen, wie er etwa seinen Hut oder seinen Paletot ablegte. — Als etwas Natürliches, — Selbstverständliches sah er diesen Schabernack an, ebenso wie er sich an das

Suchen des Rohrstockes begab, ohne Vorfrage und ohne Verwunderung, daß er von uns versteckt war.

Die Maikäfer stellten sich — ihres Dienstes bewußt, — jeden Sommer freiwillig im Rectorgarten ein, in welchen wir durch eine verrätherische kleine Pforte vom Spielplatz aus eindrangen, um sie für Pose zu sammeln. —

Nachdem jeder Schüler eine Zeichen-Vorschrift erhalten hatte und Pose's „Still! Still! Knaben. seid doch still!" wirkungslos verklungen war, wurden die Käfer losgelassen.

Wer in Pose's Nähe kam, hatte überdies ein lustiges Thierchen auf seinen Rücken oder Rockkragen abgesetzt. Der Augenblick, wo ein „Müller" seine Forschungsreise antreten, d. h. am Halse entlang Eingang in die Mysterien von Pose's Kleidern zu nehmen suchen würde, ward mit fieberhafter Ungeduld erwartet. Man sah den Käfer weiter und weiter krabbeln. Jetzt! — O, himmlischer Augenblick! —

„Ha! Vermaladeites Thier!" schreit Pose, ergreift den Peiniger und schleudert ihn von sich. — Darauf allgemeiner Chor: „Ah, das arme Thier!"

„Wollt Ihr ruhig sein! Wer hat den Unfug wieder verübt!?" „Du, Hennicke!?" „Ich!?" „Nein!" — „Also Du nicht?" „Aber wer

sonst!?“ „Wähle! Willst Du es sagen, sonst erhälst Du Zwölf mit dem Rohrstock in die Hand!“

Nun meldete sich irgend Einer, dem es grade einfiel oder paßte. „Herr Pose!“ „Nun!?“ „Es ist mir einer aus meiner Käferdose herausgekrabbelt. Mir thut es herzlich leid. Es soll nicht wieder geschehen! Ich konnte doch nicht wissen, daß er sich grade auf Sie setzen würde!“ — —

Dieser Pose war empörend gutmüthig und wollte schon ungestraft verzeihen, als er plötzlich ein neues kitzelndes Krabbeln, aber diesmal in tieferen Regionen, verspürte. —

„Entsetzlich! Noch einer!“ — Er sucht, er fühlt, er trippelt, er lamentirt. — — „Infames Gesindel! — Da ist er!“ Das Thier klammert sich in Todesahnen an seine Finger. Er schleudert es zur Erde und trit darauf. Mit einem örbaren Knall giebt der Käfer seinen Geist auf!

Allgemeiner Chor: „Das arme Thier!“ „Still! Wollt Ihr still sein!?“ „Du erhälst Deine Zwölf! Ueberdies Anmerkung im Protokoll und — Nachsitzen!“ schreit Pose, in die äußerste Wuth versetzt und stürzt auf den freiwilligen Bekenner dieses Unfugs los.

Allgemeiner Chor: „Wie ungerecht! Wie un-

gerecht! Wir sollen für die Unarten des Maikäfers büßen! —“

Pose stutzt. „Habt Ihr die Maikäfer in die Klasse gebracht? Ja oder Nein!?“

Chor: „Nein!“

„Nein!? Wie viele Thiere kann ich mir jetzt absammeln!? Wirklich sammelt er sie von seinem Rocke ab und dankt, als einige Schüler hinzutreten und mit einem „Hier ist noch einer, Herr Pose“ die Käfer überreichen. Aber gleichzeitig werden ihm wieder neue, mit unermüdlichen Fortbewegungs-Werkzeugen versehene Geschöpfe aufgesetzt. Und so weiter.

Wenn es keine Maikäfer gab, entdeckte unser erfinderischer Geist ein anderes Mittel, um uns heitere Augenblicke zu verschaffen. Sehr beliebt waren die Papierkugeln, weil deren Absender bei des Magisters Blindheit sehr schwierig zu ermitteln waren.

Dieses Lustspiel, welches dann später den Charakter eines Drama's annahm, wurde mit einer wohlgezielten, sanft wirkenden Papierkugel eingeleitet. Ihre Berührung mit seinem Antlitz hielt Pose für eine Fliege und wischte sich ebenso unwillkürlich über das Gesicht, wie die Hunde solches in gleichem Falle im Schlafe thun.

Nach geraumer Zeit ward eine zweite abgesandt, die zum Gaudium der Zuschauer grade auf Pose's Nase anlangte.

Nochmaliges gedankenloses Ueberstreichen mit der umgewendeten Hand! Um Pose in seiner Meinung über die Ursache zu bestärken, erfolgte die Bitte von Seiten eines Schülers, die Fenster wegen der lästigen Fliegen öffnen zu dürfen.

„Das hilft nichts! Bleibt nur bei der Arbeit! Ich muß sie auch ertragen!“

Darauf kaum zu bezwingendes Lachen, und Nummer drei wird abgeschossen.

Pose wird aufmerksam. Das Papier war offenbar nicht vorsichtig gewählt. Die Wirkung war zu rauh!

„Kein Conceptpapier!“ lautet die leise Mahnung von mehreren Seiten. „Hast Du kein Seidenpapier!?“

„Ja! Paßt auf!“ — Nummer vier saust ab und trifft Pose's Backe, rollt aber auf's Pult und scheint zum Verräther zu werden.

Nein, diesmal geht es noch gut. Nun wachsen Muth und Begierde. —

Gegen Abrede werfen mehrere Knaben zu gleicher Zeit und — alle treffen. —

Und nun ist kein Halten mehr.

Pose, bleich vor Zorn, aber zunächst machtlos, legt die flachen Hände vor's Gesicht. Diesen Augenblick benutzt die ganze kampfbereite Schaar, um einen wahren Hagel von Papierkugeln abzuschießen. —

„Die ganze Klasse sitzt nach!" schreit Pose und stürzt vom Pulte herab: „Die ganze Klasse! und überdies werde ich dem Rector Mittheilung machen! Solcher Unfug muß ein- für allemal exemplarisch bestraft werden!"

Diese Drohung ruft allgemeine Bestürzung hervor und es gilt nun, Alles daran zu setzen, um Pose von diesem folgeschweren Entschlusse zurückzubringen.

Etwa fünf Minuten herrscht die tiefste Stille in der Klasse, höchstens unterbrochen von den eifrig in Bewegung gesetzten Bleifedern.

Darauf Chor: „Verzeihen Sie nur dies eine Mal noch, Herr Pose! Nur dies eine Mal noch! Nur dies eine Mal noch! Nur dies eine Mal noch!" — Dieser Satz wird so oft wiederholt, daß er allmälig eine musikalische Klangfarbe erhält. „Nur dies eine Mal noch! Nur dies eine Mal noch!"

Er da droben ist schon längst besiegt, — indessen ein gewisser Instinkt sagt ihm, daß von

etwas Zögern im Verzeihen, der Rest seiner künftigen Autorität abhängt. —

Als der Satz aber diese taktmäßige Bewegung fortsetzt und einige Schüler sogar beginnen, den jedesmaligen Accent durch Füßeklopfen zu verstärken, (in der That eine beispiellos freche Laune, welche doppelte Züchtigung verdient hätte) — fühlt Pose endlich, welche Schlangen er an seinem Busen nährt und nun passirt etwas, was uns doch Allen das Schamgefühl in die Wangen treibt.

Pose gebietet Ruhe. Eine Thräne steht in seinem Auge.

„Liebe Knaben!“ sagt er, „ich bitte Euch, macht mir das Leben nicht so schwer. Ich bin ein alter Mann — —“

Jetzt stürzten wir auf das Pult, umringten und hätschelten ihn und wußten nicht, was wir Alles thun sollten, um seine Verzeihung zu erbetteln. Während er sich das Feuchte aus den Augen wischt, schlägt die Uhr Zwölf. Die Stunde ist aus. Pose verläßt das Pult, und während er durch das Zimmer schreitet, gebietet er noch einmal Ruhe. „Aber ganz gewiß, Knaben“, sagt er, — „noch einmal solchen Unfug, und ich melde es dem Rector! Diesmal will ich denn verzeihen!“ Wie freundlich sah der alte Mann

aus und schändlich — beim nächsten Mal huben doch allerlei Neckereien wieder an, wenn es auch nicht grade Maikäfer oder Papierkugeln waren. —

Daß übrigens irgend Einer „Zeichnen“ bei ihm „gelernt“ hätte, ist nie zu meinen Ohren gekommen, wohl aber ist er eines Tages mit seinem bleifederschwarzen Daumenballen zur Ruhe gegangen, und jetzt schwirren im Spätfrühjahr die Nachkommen jener Maikäfer über seinem Grabe. — — — —

XVI.

Gnädige Frau!

Als Knabe wollte ich gerne eine Münzsammlung besitzen und liebäugelte mit blanken Thalern.

Jeder Mensch, behaupte ich, kommt mit der Vorliebe für Münzsammlungen auf die Welt, und das ist ja auch der Hauptgrund des ganzen Elendes. Was am meisten begehrt wird, ist ja nicht immer das Seltenste wie z. B Luft, Kartoffeln, Wasser Dienstmädchen u. s. w. Aber etwas Seltenes sind die Münzsammlungen von preußischen Thalern.

Man kann unglaubliche Schurkenstreiche verüben und geht dem Staatsanwalt glücklich vorüber, wenn man eine große Münzsammlung besitzt. Das Eigenthümliche ist nämlich, daß diese scheinbar stummen Gepräge das Gezischel der Menschen so laut übertönen, als ob Wasserfälle über Felsenriffe schäumen oder der Sturmwind sich in eine Weltecke verfängt; — sie machen Alles stumm. Wenn ein anderer Mensch einmal in dem

Zustande des Hungertyphus ein Brod nascht und dadurch beweist, daß er gar keine Spur einer Münzsammlung besitzt, also nicht einmal ein Nickel für ihn sprechen kann, — so ist er für's ganze übrige Leben gebrandmarkt. Das ist bekannt.

Wenn man daher, — bitte geben Sie wohl Acht, weil das vielleicht nicht so zum Bewußtsein gelangt ist, — eine große Münzsammlung in seinen Besitz bringen kann, also etwa eine halbe Billion Millionen in Gold, dann kann man der größte Hallunke sein, der ganzen Welt auf der Nase herumtanzen, kann alles thun, was einem in ungezähmter Leidenschaft oder Laune nur immer einfällt, hat sichere Anwartschaft auf die höchsten Ehrentitel, kann noch einmal Präsident einer großen Weltrepublik werden und sogar einen neuen Gott dekretiren!

Die Unvollkommenheit des Menschen zeigt sich am schlagendsten in der Wahrheit, daß er oft die einfachsten Dinge nicht begreifen kann. Er kann dagegen das scheinbar Unergründlichste ergründen. Das Einfachste zu begreifen ist z. B., daß man vernünftig leben muß, um gesund zu sein, und ebenso einfach ist die Erkenntniß, daß der Besitz preußischer Thaler noch keine Bürgschaft des Glückes ist; und doch sehen wir täglich das große

Steeplechase-Reiten nach demselben Ziel, die Jagd nach großen Münzsammlungen!

O heiliger Cyprianus! Könnte man doch einmal auf einen Planeten verschlagen werden, wo man sich „ohne diesen Metallspeck" eine geordnete Existenz einfangen könnte. — —

Der nächste Brief ist nicht an Ihre Adresse gerichtet, gnädige Frau. Wenn Sie ihn trotzdem lesen, schicken Sie mir gütigst die Thräne, die Sie um mich dabei geweint haben.

XVII.

Lieber verblichener Chorbursch!

Wir lernten uns auf der Universität kennen. Während Du, jenem egyptischen Fortschrittler folgend, den uns Ebers' Phantasie in seiner Uarda schildert, Frosch- und Menschenherzen secirtest und Dir Deine Wissenswelt erobertest, machte ich zwischen meinen juristischen Vatermördern ein ernsthaftes Gesicht und studirte Ihering's Geist des römischen Rechts.

Gestehe übrigens Freund, daß Ihr Mediciner dem großen geheimnißvollen Naturarzt bis auf den heutigen Tag nur etwa mit Chinin und Morphium zu Hülfe kommen könnt, der Euch Diät, Geduld und reinen Gottesäther als die großen Universalmedicamente vorschreibt. Seit jenen ersten Kulturanfängen am Nilstrom, hat das große Brimborium aller Versuche und Forschungen doch nur zu einem verhältnißmäßig winzigen Resultat geführt und während Du, großer Heilkünstler, diese Zeilen

liesest, tanzen Deine Nerven vielleicht einen Höllen-fandango und vergeblich gebietest Du mit dem Zauberstab Deiner Wissenschaft Ruhe.

Doch zur Sache! Wir sprachen jüngst in unserm Kreise über die Leichenverbrennungsfrage und daran anschließend, über den Verbleib unserer Seele. Ich hoffe, daß wir in unseren Ansichten übereinstimmen, und daß auch Du Deine sterblichen Ueberreste in einer blaudurchsichtigen Urne (das Stück 2 Mark, in Partieen billiger) einst hinter einer Glasschrankthür aufbewahren läßt. Es werden dann auf die Frage eines Gastes an Deine Nachkommen, „haben Sie vielleicht Ihren Urgroßvater bei der Hand,“ die Urenkel mit ihren rosigen Kinderfingern durch die Scheibe zeigen und rufen: „Sehen Sie, dort steht Urgroßpapa“! Freilich müssen die pulverisirten Andenken gut eingeschlossen sein, denn bei dem fortwährenden Mangel an Löschblättern bei den Schulkindern könnte ein solcher kleiner Nachkomme einmal in Versuchung gerathen, „Urgroßpapa“ als Sandfaß für sein lateinisches Exercitium zu benutzen! — —

Und unsere Seele, Du dem Weltgeist näher gerückter Forscher, sprich, was wird aus ihr?

Sie hat sich schon bei Lebzeiten auf unsere Nachkommen übertragen und bedarf nicht

eines unsichtbaren Conserventopfes, um fortzubestehen. Ein Theil des lebendigen Fluidums unserer Seele verpflanzt sich auf unsere Kinder und verweigert die Vorsehung etwa diese köstlichste der Gaben, so stirbt eben eine Species der großen Gattung Mensch nach jenem unerforschlichen Naturgesetze aus, zufolge welcher scheinbaren Laune auch die Ameise und der Feuerstein entstehen und verderben, ohne daß Rechenschaft gefordert oder gegeben wird. Die sogenannten Gläubigen wollen, daß unsere Seele ihre Missionsreise fortsetzt und entweder, den Winterschlaf eines Dachses überdauernd, auf die Posaunen des jüngsten Gerichts wartet, oder nach einem undefinirbaren Proceß ein unsichtbares Leben beginnt, wobei es zweifelhaft bleibt, ob sie sich in eine Kammerherrnhülle auf dem Sirius oder in eine Gansmagd auf dem Neptun verirrt. Ist denn der faßbare Gedanke nicht beglückender, daß unser Bestes von dem uns verliehenen Geistesteig auf unsere Nachkommen übergeht und wir selbst den Rest mit dem Merkmal einer anständigen Pensionsverpflegung allmälig zu Grabe tragen? Erfüllen wir nicht auch so das Gesetz der Unvergänglichkeit in dem Naturhaushalt, in dem die seidene Flügeldecke des Insektes so gut neuen Gebilden dient, wie das Wasser, das, —

in Dampf verwandelt, — einen Theil jener triumphirenden goldbeschienenen Wolken bildet, hinter denen wir uns Allvater im Himmelsfauteuil denken? — Und wo die Einsamen ihren Geist lebenden Nachkommen nicht einhauchten, kann dort nicht ein geheimnißvolles Naturgesetz, „die Uebervölkerung zu verhindern," weise bedacht sein, welches beispielsweise einen Vicar of Wakefield mit vier Kindern, den Gastwirth in Goslar aber nur mit einem Buben beschenkte!?

Entspricht auch eine solche Auffassung von der Seelenübertragung nicht den Anschauungen derer, welche heute noch in den ungeheizten Tempeln der Langeweile, den Nibelungenschatz des Glaubens hüten, so wird doch der verständige Zeitgeist einst zu einem „Hagen" erwachen und alles bis auf die christliche Moral in die Rumpelkammer werfen.

Gott hauchte uns seinen Odem ein und wir übertragen diese göttliche Lymphe auf unsere eigenen Leibeskeime und so fort und fort, von Geschlecht zu Geschlecht, von Generation zu Generation, gleich allem übrigen Lebenden, das der große Natur-Impuls schaffend und erhaltend vorwärts drängt!

XVIII.

Schlunk's Brautfahrt.

In Bonn wohnte ich bei einer Wittwe, die einst bessere Tage gekannt hatte, aber auch die einfacheren Geschenke des Himmels dankbar entgegennahm. Sie und ihre unverheirathete Tochter Agnes waren so zufriedene und glückliche Menschen, daß es wahrhaft wohlthuend war, in ihrer Nähe zu weilen. Frau Dumont war ein Muster von Sauberkeit, denn Alles blitzte in ihren Räumen, und diese Sauberkeit umstrahlte auch ihre eigene Person. Die Haube mit schneeweißen Krausen — wunderbar gewaschen und geplättet — umrahmte eines jener kernglatten freundlich-gütigen Matronen-Gesichter, und ihre kleinen feinen, mit sichtbaren blauen Adern durchzogenen Hände hatten jenen trockenen Elfenbeinglanz, der uns anheimelt und das Verlangen weckt, die Finger eines Menschen zu berühren. Diese Frau war die Güte selbst.

Eine Pension, die sie mit der Tochter, einer bereits auch älteren Dame theilen mußte, befriedigte

einen Theil ihrer bescheidenen Ansprüche. Das Fehlende verschaffte sie sich durch Vermiethung von Zimmern an Studenten und grollte nicht, wenn diese, behaftet mit den Untugenden der Jugend, auch einmal Störungen in das geregelte Hauswesen brachten. Weniger nachsichtig war allerdings Fräulein Agnes, welche mit ihrem verfehlten Beruf auch jenen so häufigen und begreiflichen Anflug von Einseitigkeit der Auffassung und jene Strenge gegen Andere sich angeeignet hatte, welche fast unvermeidliche Attribute der älteren unverheiratheten Damen zu sein scheinen.

„Aber jetzt habe ich ein paar Mustermenschen in meinem Hause!" sagte Frau Dumont und guckte mit ihren freundlichen Augen zu mir empor. „Sie und Herr Schlunk haben mir während ihres Hierseins noch niemals einen Kummer gemacht. — Nun freilich, — Schlunk ist ein Sonderling und wenn er und Agnes disputiren, gehen beide mit rothen Köpfen auseinander. — Die können sich nun einmal nicht verständigen!"

„Wie kannst Du doch so reden, Mutter," sagte Agnes, von ihrer Arbeit aufstehend. „Ich schätze Herrn Schlunk sehr. Aber widerspricht er nicht immer?! Und ist es nicht fast beleidigend, wie er oft ein Gespräch abbricht! Dann wirft er

irgend eine souveräne Phrase hin, steht auf und geht davon.“

„Voll Verstand und Gemüth ist er, aber Lebensart — — —“

Das war also Schlunk, der Studiosus medicinae, im vorletzten Semester!

„Wie geht's?“ fragte ich eines Nachmittags in sein Zimmer tretend.

„Miserabel!“ erwiederte der Angeredete, ohne aufzustehen und zog einen spitzgedrehten Fidibuß durch seine Pfeifenspitze. Ein durchdringender Tabacksgeruch störte ihn nicht.

„Ich überlegte mein ganzes Hab und Gut und da ich, — wie Sie wissen, geradezu darauf versessen bin, einmal ein reicher Mann zu werden, durchzuckte mich jenes wehmuthsvolle Proletariatsgefühl, das Rothschild so unbekannt und dem neunten Säugling in einer Dorfschulmeisterwohnung schon durch die mit Wasser verdünnte Flaschenmilch fühlbar gemacht wird.“

Und Schlunk stand auf, schraubte die gereinigte Spitze wieder an die Pfeife, — stopfte den Kopf, — hielt einen großen deutschen Fidibus in die kleine eiserne Ofenklappen-Oeffnung und wartete geduldig, bis die Flamme an dem brennbaren Papier züngelte.

Dann stieß er mächtige Rauchwolken von sich und setzte sich zu mir.

„Auch eine Pfeife gefällig?“ Ich dankte und drehte mir eine Cigarrette.

„Ja! Ja!“ nahm Schlunk nun wieder das Wort. „Eben überlegte ich! Einige Bände Gedichte, Ariost's rasender Roland, Niemeyer's Pathologie, ein Paar Morgenschuh, — ein Schlüsselbund ohne Möbel und Koffer, — einige Pfeifen, etwas Garderobe und ein ausgestopfter Pintscher: — Gott! hatte ich die Bestie lieb! — das ist das Resultat meiner Bilanz! „Schrecklich“!

„Wenn Sie zu dem erwähnten Schulmeister hinab und nicht zu Herrn Anselm von Rothschild hinaufsähen, — würden Sie sich sehr reich dünken — —!“ sagte ich lakonisch.

„Hören Sie, Millionär,“ — so nannte mich Schlunk beständig, weil mein Wechsel etwas größer war, als der seinige, — „das ist eine verdammt philisterhafte Art an Ihnen, dieses Pädagogisiren! — Können Sie sich das nicht durch einige geistige Turnstunden abgewöhnen —? —

Ueberlassen Sie doch dergleichen Reflexionen den lauwarmen Zephirgemüthern und geduldigen Schicksals-Packeseln! Freuen wir uns doch, daß wir nicht so geartet sind! Ich will gar keinen

normalen Temperaturstand. Bei mir muß hin und wieder ein peitschender Sturm heranbrausen, ein kalter Nord — ein scharfer Ost, — aber auf der Höhe will ich stehen, wenn der Donner rollt und die Blitze zucken, — nicht neben dem frommen Hirten im Thal. — —

Wer den Anspruch erhebt, ein Alexander oder ein Cäsar zu sein, — der hat das ganze Recht und schon den halben Erfolg.“ — —

„Freilich!“ sagte ich nachdenklich. „Es ist ein Glück, daß es auch solche Naturen giebt wie Sie. Wenn alle Menschen mit dem Senkblei der bescheidenen Erwägung ihrer Tüchtigkeit und Berechtigung umhergingen, wie der Durchschnitt, — wären die Völker nie von Königen beherrscht worden.“

„Also einverstanden und merkwürdig richtig von einem Jüngling geäußert, der Noth und Entbehrungen nie kannte. Wenn man mit einer Trüffelpastete unter dem einen und einer Flasche Cliquot unter dem anderen Arm auf die Welt gekommen ist, wie Sie, — hat man meistens kein Verständniß —“

„Umständliche Geburt, wenn's wahr wäre,“ bemerkte ich.

„Hat man meistens kein Verständniß, (können

Sie mich denn nie ausreden lassen?) für dergleichen Regungen und keinen Wunsch nach dem Besitze jenes Zaubermittels, welches den einzigen Schlüssel in sich birgt, um das Höchste im Leben zu erreichen: Unabhängigkeit von Anderen!" —

„Gold macht nicht glücklich! ist eine banale Phrase. Sehr glücklich! sage ich Ihnen. Und ist der Wunsch, es zu besitzen, unmoralisch? Fordert er die Kriminalpolizei heraus? Schadet es Ihnen, mir, Euch, uns, dir, ihm, ihr oder sonst unbekannten Grazien?" — —

„Gewiß nicht! Aber hier zwischen diesen vier Wänden, im Schlafrock, mit der Pfeife im Munde mit „Phantasien" Goldgewölbe bauen und einige Dutzend Clarks zum Coupon abschneiden engagiren zu wollen" — —

„O Götter, spricht dieser Jünger des jus einen Unsinn! Höre denn, Unerfahrener!"

Schlunk holte eine Guitarre, griff in die Saiten und sang:

Es bleiben Sprüche Worte nicht, wenn du den
Werth erkannt. — —

Aber kaum begonnen, stellte er das Instrument wieder fort.

„Mit dem Singen geht's heute nicht! — Aber meine Antwort habe ich ertheilt!" — —

„Um zu können, muß man doch erst wollen! — —

„Apropos! Haben Sie Lenau's Faust gelesen? Dieser Mephisto gefällt mir eigentlich besser, als der Goethe'sche. Ich suche schon lange nach einem solchen Mentor, um die Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens einmal von Grund aus kennen zu lernen, — mag's dann ein Ende nehmen, wie's will. Nach den unerfüllbaren Vorschriften der großen christlichen Fibel, so man Bibel nennt, gehen wir ja doch Alle zum Teufel, statt in den Himmel.

„Nun, Sie werden allerdings kein Fauteuil im letzteren bereit finden, wenn Sie dermaleinst anklopfen. — —

„Gewiß nicht, bin auch darauf gefaßt, wie Sie eben hörten," sagte Schlunk. — „Aber wissen Sie denn, daß mich bereits hier auf Erden eine Teufelin am Kragen gepackt hat? Wissen Sie, daß ich verliebt bin?"

„Ja!" sagte ich mit verstellter Ruhe.

Schlunk sprang auf. „Wie? Sie wissen!?"

„Wie ich Ihnen sagte! —"

„Und in wen? wenn ich fragen darf!?"

„In sich selbst! Sie sind ja der unverbesserlichste Egoist, der mir jemals vorgekommen ist!"

„Zugegeben! Aber ernsthaft! Halten Sie es nicht für möglich, daß ich mich in eine Madonna verlieben könnte?"

„Gewiß! Jedenfalls wird irgend ein blondes Gretchen einmal auftauchen und auch Sie werden, wie andere Sterbliche, den unvermeidlichen „Herzensabhäutungsproceß" über sich ergehen lassen müssen."

„Halten Sie ein!" rief Schlunk. „Für dieses wahre Monstrum eines Wortes hasse ich Sie ein Menschenalter, und soweit es an mir liegt, noch einige Jahre darüber! Im Uebrigen haben Sie bereits Recht! Aber, lieber Millionär, es giebt eine Unzahl von Dingen, die man einzugestehen nur sich selbst das Recht giebt. Die bittere Mandel behält dann eine Schale! — Doch zur Sache! Ich bin wirklich verliebt, rasend verliebt! So liebte Antonius! — Romeo! — —"

Schlunk schwieg. Ich schwieg ebenfalls.

„Und Sie sind gar nicht begierig zu wissen, wen ich mit meiner Leidenschaft beehre?"

„Nein, lieber Schlunk! Ich fühle höchstens, daß sich eine Thräne in mir präparirt, die ich auf diesem Grabmahl der Liebe werde weinen müssen. Armes Gretchen! —"

„Das ist grob!" rief Schlunk. „Aber —

nebenbei — es ist gar kein Mädchen! Es ist eine Frau! — —"

„Ah! Eine Wittib!" —

„Unsinn! — In einen ausgebrannten Krater soll ich meine Rosen und Vergißmeinnicht, meine Veilchen und Lorbeern pflanzen?"

„Nein, Jünger der Themis! Ihr kennt mich schlecht!"

„Nun, so vertrauen Sie mir endlich an, wo Sie die Leiter ansetzten und wen das Liebes=ständchen auf Ihrer Guitarre gerührt hat!?"

Schlunk machte zum ersten Male ein sehr ernsthaftes, fast trauriges Gesicht und fuhr sich mit seinen großen, knochigen Händen durch die langen Haare.

„Sie sind zwar verteufelt jung, aber Sie haben etwas von jenem unfehlbaren Instinkt, mit dem gewisse Naturen anderen meist richtig zu rathen wissen. („Selbst" rathen sie sich freilich oft genug falsch!) und deßhalb sollen Sie unter allen Sterblichen auserwählt sein, den Roman meiner Liebe zu hören!

Vorher aber, guter Millionär, verschmähen Sie es nicht, daß ich Ihnen eine Pfeife „Taback" stopfe. — Man denkt und urtheilt nur mit der Pfeife im Munde wie Sokrates!" — Und Schlunk

holte ein ungeheures Exemplar mit langen Quasten herbei, in das er hineinpußtete und mir dann mit großer Feierlichkeit überreichte.

„Sie wissen,“ begann er, „daß Sünden und Igel ohne Stachel geboren werden, aber Sie erinnern sich, daß der aufwachsende Herr Igel den Stacheln doch nicht entgehen kann. —

Meine Neigung war auch stachelfrei, — unschuldig, rein, hell und freundlich, wie das Neujahrshemdchen eines Christkindes. Aber später kam es anders. Ich ging an einem Nachmittage, — es mögen jetzt sechs Monate verflossen sein — nach Godesberg. Eigentlich entfloh ich einem Versprechen, daß ich Fräulein Agnes drunten gab, der ich beim letzten Garnabwickeln zugesagt hatte, sie mit einer Fortsetzung über den Darwinismus zu ärgern. Ueberhaupt „leichtsinnig,“ wie? Du lieber Gott! Wenn die da unten nicht grade als Frauenzimmer und in so vorgerücktem Alter auf die Welt gekommen wäre, würde man mit Vergnügen Wort und Antwort austauschen, denn sie hat eine Art Männerverstand! Sie lächeln? Ich versichere Sie, das Frauenzimmer hat sogar bisweilen Logik!

Also weiter! Ich schlenderte gen Godesberg. Es lag ein wunderbarer Zauber in der Natur

Die sanftmüde Abendsonne war schon im Hinab-steigen begriffen und tauchte den Himmel in rosen-glühende Farben. Die Bäume flüsterten, — vom Abendhauch bewegt, — wie andächtige Chorknaben Gebete und neigten ihre Häupter. Den großen Seelsorger sah man nicht, aber man fühlte, wie er segnend seine Hände über seine Schöpfung aus-breitete, wie Alles in stillen Schauern erbebte und die Seligkeit des Lebens genoß, — — mit einem Wort: ein wonnetrunkener Abend! Es fehlten nur zwei weiche, duftige Mädchenwangen, die sich an ein heißes Gesicht lehnten und ein süßer Mund, der von Liebe flüstern wollte.

„Da kam des Wegs daher“ — —

„Aha!“

„Jawohl! Aha!“ Da kam des Wegs daher — oder vielmehr da erblickte ich eine sich am Wege bückende Frauengestalt, die eifrig suchte.

Ein kleines, liebliches Mädchen mit kastanien-braunen Haaren half ihr. —

Als ich näher trat, schaute sie gleichgültig auf. Aber ich, Freund, fühlte alles Andere eher, als Theilnahmlosigkeit! —

Sie wissen, daß es Gesichter giebt, die Einem das Herz sogleich in Bewegung setzen, — so un-gefähr, als ob ein Brummkreisel den Verstand

verloren hätte. Plötzlich wirbelt es in Einem, und die ganze durch Mutterlehren, die zehn Gebote, Kinderklapse und Schulprügel aufgepeppelte Moralität: „Du sollst nicht begehren!“ — — — „Du sollst nicht stehlen“ u. s. w. u. s w. geht mit Zugvögelgeschwindigkeit davon!“

„Wie, das ist Ihnen passirt?“ — —

Bitte, lieber Millionär! Unterbrechen Sie mich nicht. Machen Sie meinen Glauben an die einzige Tugend, die Sie besitzen, nicht auch noch wankend: „Ihre Kunst zu schweigen!“ — — Ueben Sie sie auch ferner! Bald liege ich mit auf dem Wege und suche gleich einem Hunde „Verlorenes!“ Die Kleine vermißte eine goldene Nadel. Zwischen hier und hundert Schritt zurück war das Unglück passirt. — „Ich fand die Nadel!“

Schlunk stand nach diesen Worten auf und ging mit dem Bewußtsein des Siegers von Lodi, große Schritte nehmend und gewaltige Rauchwolken von sich blasend, auf und ab.

„Ja! Ich fand die Nadel und mit ihr machte ich den ersten Angriff auf dieses trotzige Herz! Ich faßte die Kleine, die sich in Dankesworten ergoß, — wie ein alter Bekannter an der Hand und während sie neben mir hertrippelte, erfuhr

ich allerlei offenherzige Dinge, die meine Zuneigung zu der „holden Fraue“ nur noch erhöhten.“

„Wollen Sie uns nicht einmal besuchen?“ sagte sie mit einer so gewinnenden Freundlichkeit, als wir an der Villa S. anlangten, daß ich an die Brust und an den Kopf fühlte, ob es denn wirklich Schlunk sei, zu dem dieses göttliche Weib so ermunternde Worte gesprochen habe. Ja es war Schlunk, und ich habe sie seitdem sehr fleißig besucht. — — —

„Hören Sie“, Millionär, fuhr er fort, als ich ein Wort einschieben wollte, „Sie wissen ja als Verlobter etwas aus den großen Kapiteln der Liebe. Ich sage Ihnen, ich lese jeden Tag darin und unendlich, wie Talatta, das ewige Meer, erscheint mir diese Wissenschaft! — —“

„Und der Gatte?“ fragte ich unwillkürlich, da er meine Frage nach einer Wittwe vorher verneint hatte.

„Ah so! Jawohl! Der Gatte! Ganz richtig! — Sie hielten mich bereits für eine sieben und siebenzigste, verbesserte und vermehrte, in diesem Jahr gedruckte, mit Illustrationen und Anmerkungen versehene neue Auflage vom Don Juan!?“

Die Sache ist anders und ganz moralisch.

Der Gatte ist verschwunden. Er reiste vor

sechs Jahren in Geschäften nach Amerika, schrieb allerdings im ersten halben Jahre einmal, schwieg dann aber und ließ nie wieder von sich hören. Er ist zweifellos todt, — ganz todt, — hoffentlich so todt, daß er nicht einmal am Auferstehungstage so viel Kraft besitzt, um aufzuwachen und sich von seiner Frau wegen Bigamie scheiden und mich wegen hervorragender Beihülfe zu diesem Akt vermittelst einer Pistolenkugel aus jener Welt verschwinden zu lassen! Alle Briefe und sonstigen Versuche einer Anknüpfung oder Nachforschung waren vergeblich. Er ist nach Mittheilungen seines dortigen Geschäftsfreundes wieder abgereist, aber ohne zu sagen, wohin und seitdem sind seine Spuren verweht, wie der Schritt des Wanderers nach einem Sturm in der Wüste! —

Uebrigens würde „Canova's Amor und Psyche“ niemals ein Sinnbild dieser Ehe gewesen sein. Die Gatten lebten während ihrer kurzen Verbindung sehr unglücklich. Auch würde Frau Cyrilla, zufolge dieser Treulosigkeit, zweifelsohne statt ihrer reizenden Lilienhände Nähnadelverstochene und verwaschene Finger und „Furchen“ im Antlitz, statt jener bezaubernden Grübchen in Kinn und Wangen besitzen, wenn sie nicht ihre verstorbene Mutter beerbt hätte, die eine sehr reiche Frau

war. So ist sie die Inhaberin eines großen Vermögens und einer fürstlichen Villa, in der sie in ihren Fauteuils schaukelt, ihren Byron liest, ihr Kind erzieht und den Befehl ertheilt, daß ihre eigenen Füchse zur Ausfahrt aus dem Stalle gezogen werden. Alles ist überreichlich und sorgenlos!

Aber trotzdem machte Schlunk eine Pause und seufzte. Etwa wie ein Mensch, der sagen will: „Was nützt mir ein Diamantberg, wenn ich auf einer einsamen, unbewohnten Insel im Weltmeer sitze?"

Ich wartete, daß er fortfahren werde. Als dies nicht geschah, suchte ich das Gespräch durch ein fragendes „Und?" zu beleben.

„Und?" wiederholte Schlunk. Was wünschen Sie sonst noch zu wissen?

„Geburtsort? Alter? Zähne regelmäßig, Haare dunkel, Lippen voll, Füße klein?".

„Ich möchte wissen, ob Sie wieder geliebt werden?" — — —

„Ob ich wieder geliebt werde?" brauste Schlunk auf. „Ist es möglich, mich nicht zu lieben?"

„Sie können ebenso gut fragen, „ob die Welt schön, meine Taschen leer, Phosphor gelb oder etwa Krokodille in der Ostsee Eier legen und Steinbutten im Nil gefischt werden? Was weiß ich?"

„Wahnsinnig! ganz wahnsinnig werde ich geliebt. Thränenfluthend, Liebesseufzend, Nächteklagend werde ich geliebt. Aber, guter Millionär, — trotzdem bin ich unglücklich, sehr unglücklich!“ — — —

„Freilich,“ schaltete ich ein. „Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen!“ —

„Hören Sie“, rief Schlunk. „Ist es Recht, nur um ein Goethe'sches Wort nebenbei falsch zu citiren, meine Worte auf eigene Faust unrichtig zu interpretiren? Gute Tage sagen Sie! Giebt es unter Gottes Sonne einen traurigeren, beklagenswertheren Zustand, als zu lieben, geliebt zu werden und sich doch nicht angehören zu dürfen? Das ist es! Hinc illae lacrimae!

Erst wenn sechzig Jahre vergangen sind, kann ich Cyrilla zum Traualtare führen. Ich habe es genau ausgerechnet!

Als der verschwundene Gatte fortging — Gott sei seiner Seele durchaus nicht gnädig, — war er vierzig Jahre alt. Da er an Kopfkolik litt, ist wohl anzunehmen, daß er nicht über hundert Jahre leben wird. Aber so lange muß ich auf seinen Tod warten. Nur die „Zeit“ kann die Beweise seines Heimganges erbringen!

Und wenn's auch anders wäre, — wenn ich

einen Todtenschein unter Glas und Rahmen über meinem Schreibtisch hängen hätte, — es wird ja doch nie etwas werden können." — —

„Wie, noch ein Hinderniß?" — —

„Sehen Sie," seufzte Schlunk. „Nun kommen wir auf den Beginn unseres Gesprächs bei Ihrem Eintritt zurück. Auf den Urzustand! Auf die Plesio- und Ichtiosauruszeit unserer Unterredung.

Ich sagte Ihnen, daß ich über die „Mitgift" nachdächte, die ich mitbringen muß und nicht besitze. Ich zog meine Bilanz und das Resultat war Null.

Deßhalb seufzte ich nach Goldbarren und jenen Scheinen, auf denen gedruckt steht: „zahlt die Hauptbank ohne Legitimationsprüfung dem Einlieferer dieser Banknote!" —

Und das nicht allein. Erstens habe ich nichts, zweitens bin ich nichts, drittens werde ich nie etwas werden und viertens werde ich niemals etwas besitzen! Ja! Selbsterkenntniß ist eine schöne Sache. Aber unsere Hoffnungen gehen mit Luftpumpendruck dabei in die Tiefe!" —

„Sind das Ihre Höhen, auf denen Sie stehend, Donner und Blitzen trotzen wollten?" — warf ich ein.

„Empörend!“ Mich stets zu unterbrechen. Mich nie reden zu lassen! Also nochmals! Summa summarum! Cyrilla, die himmlische, die Lilienfingerige, die unvergleichliche ist verheirathet und ich bin gebunden durch die schwere Noth der Zeit. — —

Soviel ich nun auch addire, subtrahire, dividire, oder gar Wurzeln ausziehe, — diese Widerstandsschmerzen unserer jungen Liebe sind nicht zu operiren und ich kann nur verwünschen — den Rathschluß der ewigen Götter!

Oder können Sie Milchgesicht mit dem Greisenverstand helfen?

Ich sichere Ihnen eine unverschuldete Parcelle in Centralafrika mit einigen süßen Zuckerrohrstauden zu, wenn Sie einen Ausweg finden! —

Sie könnten übrigens den Besitz gleich antreten, wenn Ihr Schuhzeug grade gut in Ordnung wäre — — —

„Wirklich Kind!“ — Schlunk trat auf mich zu. Seine freundlich klugen Augen leuchteten und sein Antlitz nahm einen zärtlichen Ausdruck an, während er meine Hände faßte und heftig drückte, — „Hilf mir, wenn Du kannst!“ — „Ich liebe Dich, mein Junge — und ich werde Dir zu einem griechischen Götterrang erster Ordnung

verhelfen, — wenn Du mir Cyrilla in die Arme führen kannst!"

Ich fand nun endlich einen Augenblick, um nicht nur Zuhörer zu sein. Ich verwarf überhaupt seine Bedenken, ging ihm mit praktischen Rathschlägen an die Hand, um den Tod des ersten Gatten entweder nachzuweisen oder den gesetzlichen Consens zu einer Verbindung mit der Dame zu erwirken, suchte ihm auszureden, daß seine Skrupel bezüglich seiner gegenwärtigen und zukünftigen Stellung und materiellen Lage berechtigte seien, da er jede Fähigkeit und deßhalb jede Anwartschaft auf reichlichen Erwerb besäße, daß zugleich aber auch Cyrilla's Vermögen ertragsfähig zu verwalten und vorsichtig zu vergrößern eine ebenso aussichtsvolle wie ehrenwerthe Aufgabe sein werde. Wie denn überhaupt der Eine mit seinem Wissen, ein Anderer durch Fleiß und Geschick mit einem beweglichen oder unbeweglichen Besitz sich eine Rente schaffe und schloß endlich mit der Ermunterung, „die Sache nicht tragisch, sondern vertrauensvoll aufzufassen, wozu nach meiner Ansicht jegliche Veranlassung sei."

„Alles das sagt die göttliche Cyrilla auch, und da Du es nun auch sagst, Du Goldmensch, der Du nicht durch die Brille der Liebe siehst, so mag es

wohl wahr sein! Komm an mein Herz, Freund und sieh, wie es überquillt von Freude und Hoffnung!"

„Und wie wäre es," schloß Schlunk, wie von einem plötzlichen Entschluß ergriffen, „lieber Millionär, wenn Sie morgen mit mir nach Godesberg wanderten und wir in einem Dreimänner Rütli-Bund einen Entschluß faßten! Wollen Sie?"

Ich nickte und wir schieden. —

Als ich die Treppe hinabstieg, begegnete mir Fräulein Agnes.

„Ist Herr Schlunk auf seinem Zimmer!?" fragte sie und zeigte mir einen soeben für ihn abgegebenen Brief.

„Für mich?" rief Schlunk, über das Treppengeländer guckend. „Was giebt's, Fräulein Agnes? Wer erinnert sich des Eremiten von Gauting? O, ich bitte, bemühen Sie sich nicht, — ich komme Ihnen entgegen."

Schlunk polterte in der That die Treppe hinab und — Fräulein Agnes' Mittheilung, daß der Bote auf Antwort warte, scheinbar überhörend, ergriff er hastig ein kleines zierliches Billet.

„Aus Godesberg!" murmelte er und überflog die Zeilen. — — — Die Kleine ist krank —

sterbenskrank! — — und Schlunk stürzte, ohne uns eine Erklärung zu geben, auf sein Zimmer.

Fräulein Agnes sah mich fragend an und ich zuckte die Achseln.

„Wahrscheinlich eine Patientin von Schlunk!“ sagte ich so obenhin, wechselte noch zwei gleichgültige Worte mit unserer Hausgenossin und trennte mich von ihr.

Die Villa S. liegt unter alten Bäumen versteckt nahe der Hauptstraße, die das reizende Godesberg durchschneidet. Ein um einen sorgfältig gepflegten englischen Rasen abgesteckter Weg, seitwärts begrenzt durch dunkle Kiefern, führt an die Haupttreppe des kleinen schloßartigen Gebäudes, das seine Wohnräume öffnet, wenn man eine Veranda überschreitet. Zur linken Hand führt der Weg an der Villa vorüber in einen weitläufigen parkartigen Garten, in dem Natur und Kunst zusammengewirkt haben, um durch Schönheit und Abwechslung zu erfreuen, und dieser lehnt sich an ein prachtvolles einsames Gehölz. — In dem Hochparterre, — nach dem Garten heraus — liegt das Schlafzimmer von Frau Cyrilla und in diesem sitzt sie selbst im Dämmerlicht an dem Bette ihres sterbenden Kindes.

Heute blühen und duften die Blumen draußen im Bosquet wie sonst! Ja! aber die schattigen Gänge sind verlassen! — Alles athmet dumpfes Schweigen. Die Thüren, die sich sonst nach

diesem lebensprühenden Eden öffneten, sind geschlossen. Der Gesang der Vögel ist verstummt. Die Sommerluft hängt träumend und schwermüthig in den dichten Schlinggewächsen, die die breite Treppe umranken. Die Blätter scheinen zu schlafen, und nur in den mächtigen kanadischen Pappeln, die sich wie Riesenwächter an das Haus lehnen, rauscht es unheimlich, wie leises Stöhnen.

Die großen schmerzensreichen Augen der Frau Cyrilla, — stets umrahmt von dunklen, fast schwarzen Schatten, — erscheinen heute noch dunkler.

Und große zögernde Thränen, — jene Thränen, die aus der Tiefe der Seele hervorquillen, jene Eiskrystalle unseres Innern, die sich schwerfällig auflösen und emportropfen, fallen auf ihre muthlos gefalteten Hände, bis endlich ein stummer heißer Quell ihren Augen entströmt und durch die nun erhobenen Finger fluthet. Sie umfaßt die fiebernde Hand des Kindes, das mühsam athmend und gequält von seinen Phantasien mit geschlossenen Lidern den Todeskampf zu kämpfen scheint. Mechanisch öffnet die Kleine den Mund, als Cyrilla ihr hastig von den bereitgehaltenen Eisstückchen auf die Zunge legt, um das fieberhafte Blut zu kühlen.

Und dann sinkt das arme Geschöpf, das ihr Bestes auf der Welt verlieren soll, auf die Knie. Ihre Haare haben sich gelöst und fallen über Stirn und Schultern herab. Sie achtet es nicht.. Aber sie faltet, — die Einsame, Verlassene, Herzenskranke, — ihre Hände und betet inbrünstig, gläubig

„Herr! Hier liege ich im Staube vor Dir und flehe. Lasse mir mein Kind!“ Ich will entsagen hinfort allen Freuden des Lebens! — — — Willst Du mich strafen, unerforschlicher Gott!? Was hast Du in Deinem Rathe beschlossen?— — — Gnade Herr! Barmherzigkeit! — — Sie sinkt nieder. Das Kind ächzt. — Die Luft ist schwül und drückend. Draußen stöhnt es in den Pappeln. Eine furchtbare Angst legt sich plötzlich auf das Herz des jammernden Weibes. — „Herr! Herr! Hörst Du mich nicht! Läßt Du mein süßes Kind sterben?“ — — — Dann ist Alles wieder stumm. Die Uhr tickert, — mechanisch, — gleichgültig, — — — unheimlich! — — Es wird dunkel. Der Abend sinkt herab. Ein leises, — wie ein letztes Röcheln ertönt vom Krankenbett. Cyrilla springt auf. „Mein Kind stirbt! Mein Kind stirbt!“ schreit sie durch das stumme Gemach. — „Herr mein Gott! Ich flehe Dich an! Verlaß mich nicht in meiner Noth! Gieb mir ein Zeichen! —

Wird sie leben? — Gieb — mir — ein Zeichen barmherziger Gott!“ — — —

Da ertönt laut und zudringlich die Klingel über der Hausflur. Es blitzt in ihr auf. Sie weiß es! Es ist der sehnlich Erwartete! — Es ist Bernhard! Ja! Es ist Bernhard Schlunk mit seinem ernst-freundlichen Gesicht, mit seinem Vertrauen erweckenden Wesen.

„Beruhige Dich, meine theure Cyrilla.“ — Er legt seine Hand auf ihr Haupt. Ihr ist es, als ob — Gott ihn gesandt habe, zu dem sie in ihren Aengsten flehte. Und er tritt an das Lager der Kranken, während sie in hastigen Worten über den Krankheitsverlauf berichtet.

Schlunk kniet nieder und fühlt ihren Puls.

Er entfernt die Decke und legt sein Ohr an die keuchende Brust des Kindes. Er gleitet mit der Hand über ihre heiße Stirn, hebt sie empor, legt sie freier, höher, bequemer, stützt ihr Haupt, drückt das Thermometer in ihre Achselhöhle und wartet unbeweglich.

„Oeffnet die Fenster,“ befiehlt er.

„Und rasch ein kaltes Quellwasserbad und Schwämme!“

Cyrilla gehorcht wie ein Kind. Und nun heben sie selbst die Kleine aus dem Bette und

kühle Wasser dämpfen die Fieberhitze und die reine Luft dringt in die heißen, arbeitenden Lungen. — — —

Erst am Morgen verläßt Schlunk, bleich und übernächtig, das Gemach und wirft sich auf ein Ruhebett.

Und gegen Morgen schläft auch die blasse Frau, überwältigt von den Anstrengungen langer Stunden, — neben dem Krankenbette ein und ein anderes stilles Gesicht horcht über dem Schlafe der Kranken und thut alle Liebesdienste für ein kämpfendes Menschenleben.

„Die Gefahr ist vorüber!“ sagt an einem der folgenden Tage Bernhard Schlunk. Sie sieht ihn an. Ist je ein Mann mit einem solchen Blick belohnt!?

„Und nun lasse ich Dich nicht, mein Bernhard, und wenn auch eine Welt sich gegen uns empört!“ Und wie sie so spricht und ihn umschlingt mit ihren weichen, zärtlichen Liebesarmen, da blüht es auf in seinem Herzen, als ob der Sommer draußen von Neuem seinen Einzug hielte! Und so scheint es! Denn während sie sich im stummen Liebesglück umfangen halten, werden draußen die Vögel wieder lebendig. Plötzlich ertönt durch das geöffnete Fenster aus der Waldpartie des

Gartens der übermüthig-jubelnde Ruf des Schwarz-spechtes und ruft „Glühk, Glühk!“ —

„Was ruft er, Bernhard?“ -- „Glück! Glück! mein Schatz!“ Ja — wir sind glücklich!“ — —

So etwa erzählte mir Schlunk einige Tage später und so ergänzte ich es mir, als ich endlich, in seiner Begleitung Frau Cyrilla kennen lernte. Es waren Wochen nach jenem Abend vergangen und um die Zeit, wo die kleine Asta das Bett schon wieder verlassen sollte.

Als wir am Spätnachmittage nach Godesberg hinauswanderten, beobachtete mein Freund ein dumpfes Schweigen und ich wagte ihn nicht zu stören.

„Was grübeln Sie Schlunk?“ fragte ich endlich in der Absicht, ihm durch Sprechen das Herz zu erleichtern.

„Sie wissen es ja, liebes Kind! Wenn Frau Cyrilla nicht die Scheidung von ihrem Gatten bewirken oder seinen Tod nachweisen kann, bleiben ja doch meine Wünsche: „Hoffnungen!“

Und ich fürchte, — alle unsere Ueberlegungen sind nutzlos.“ — —

Der Sprecher, der damit zufällig meinen Gedanken Antwort gegeben hatte, schwieg.

„Erlauben Sie mir die Bitte,“ hub ich an, — „mir einmal genau mitzutheilen, was von Seiten Ihrer Freundin geschehen ist, um möglichst zuverlässige Nachrichten über ihren Gatten einzuziehen. Die ganze Angelegenheit, — ja selbst die Personen, hüllen sich für mich noch in ein völliges Dunkel und ohne den genaueren Zusammenhang aller Dinge, ist es schwer zu sagen, was geschehen soll.“

„Sie haben Recht. Ich bin Ihnen schon lange einen Bericht schuldig. Hören Sie also! — —

Frau Cyrilla hat ihren Gatten vor einer längeren Reihe von Jahren, bei Gelegenheit einer Reise mit ihrer verstorbenen Mutter, in Triest kennen gelernt. Jene besichtigten das nahegelegene „Miramar“ und bei einer Wanderung durch den Park trafen sie eine ihnen befreundete Familie aus Wien, in deren Begleitung sich ein Herr Brown befand.

Man beschloß das Reiseziel gemeinsam zu verfolgen und bereits nach einigen Wochen, bei

einem Aufenthalt im Isonzo-Thal, hielt letzterer um Cyralla's Hand bei der Mutter an.

Brown gab vor, sich vom Geschäft zurückgezogen zu haben und nun nur ein hübsches Fleck Erde suchen zu wollen, wo er sich häuslich niederlassen könne. Seine Gewohnheiten und Bedürfnisse während der gemeinsamen Reise machten auch seine Mittheilungen über günstige Vermögensverhältnisse glaubwürdig. Ueber seine Familienverhältnisse theilte er mit, daß er, bis auf einen wenig jüngeren Bruder, der in Südamerika lebe, keine Verwandte mehr auf der Welt habe.

Die Ehe ward in der That geschlossen, und Brown ging mit seiner Gattin nach Florenz. Aber hier hielt es ihn nicht lange. Er behauptete, daß ihm das heiße Klima nicht zusage, und es wurde beschlossen, nach Deutschland und zwar nach dem Rhein überzusiedeln. Dies geschah.

Frau Cyrilla schildert ihren Gatten als einen unzufriedenen, unruhigen, egoistischen und kalten Menschen, und stand nach Beendigung der Flitterwochen bereits unter dem Eindruck, daß er nicht aus Liebe um ihre Hand geworben, sondern eine reiche Erbin in ihr vermuthet habe. — Nach einem halben Jahre machten sich schon Geldverlegenheiten bei Brown bemerkbar. Er unter-

nahm häufig Reisen, ohne jedoch anzugeben, wohin er ging, und sein Umgang erstreckte sich auf Menschen, die Cyrilla auf's Höchste mißfielen.

Brown's Versuche, die Mutter Cyrilla's zu bewegen, ihm Geld für seine Geschäfte vorzustrecken, da er nach seiner Behauptung von großen und unerwarteten Verlusten betroffen sei, lehnte diese ab. — Die alte Dame empfand von vornherein dasselbe Mißtrauen gegen Brown, wie Cyrilla später selbst, und es trat bald eine völlige Kälte und Entfremdung zwischen den Ehegatten ein.

Eines Tages, — sie wohnten bereits seit einem Jahre in der später von Frau Cyrilla käuflich erworbenen Besitzung in Godesberg, — erklärte Brown, eine längere Reise nach Amerika unternehmen zu müssen; wann er wiederkomme, wisse er nicht, auch besitze er nicht die Mittel, um Cyrilla's Existenz zu sichern. — Er verwies auf die reichlichen Verhältnisse der Mutter, küßte sein Kind auf die Stirn, nahm von seiner Frau Abschied, als ob er einen Spaziergang machen wolle und verschwand" — — —

„Und dann?"

„Und dann?" Wie ich Ihnen bereits erzählte! Er schrieb aus Chicago nach langem Schweigen einmal und ersuchte Cyrilla in einem trockenen

Ton, sich nicht zu beunruhigen, wenn er nichts von sich hören lasse. Er könne seine Rückkehr noch nicht bestimmen, da seine Geschäfte höchst unerfreulicher Natur seien.

So sind Jahre verflossen. Nachforschungen in Chicago haben zu keinem Resultat geführt — und, — guter Millionär, — die Welt ist weit, das Schicksal ist unerforschlich und die Zufälle tausendfältig.“ — —

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß der vortreffliche Gatte Brown ebensogut schon seinen Schädel den Würmern überlassen haben kann, wie es möglich ist, daß er augenblicklich beim Glase Sekt sitzend, die Nachricht erhalten hat, daß Cyrilla's Mutter das Zeitliche segnete und daß er nun wieder erscheint. Denn, daß er die Alternative überlegt hat, entweder für immer zu verschwinden oder geeigneten Falles den Geldschrank seiner Frau in Besitz zu nehmen, erscheint mir zweifellos.“ — —

Wir hatten just die Villa S. erreicht, als Schlunk seinen Bericht schloß, und Frau Cyrilla eilte uns entgegen, als wir kaum die Pforte geöffnet hatten. Ich stutzte, als ich die blendende Schönheit dieser Frau sah. Wahrhaft bezaubernd waren Mund und Kinn dieser Juno. Auf den

feingerundeten Linien lag ebensoviel Vornehmheit wie sinnliche Anmuth. Und diese Reize standen im Verhältniß zu der ganzen übrigen Erscheinung, deren Gesammtwirkung an jene lebenden Vorbilder einer vergangenen Zeit erinnerte, die einst einem Phidias und Praxiteles die Anregung zu unsterblichen Werken gaben. Frau Cyrilla war in der That eine antike Schönheit.

Sie reichte mir die Hand wie einem alten Bekannten, umarmte ihren Bernhard zärtlich und führte uns in die Räume ihrer Villa. Während Beide nach der kleinen Asta schauten, betrachtete ich die Wohnräume. Ein in der Wahl und Zusammenstellung kühn zu nennender, fast verschwenderischer Luxus entbehrte zugleich nicht der Wohnlichkeit. Wie wenig paßte aber eigentlich der äußerliche Mensch Schlunk in diesen vornehmen Zauberpalast!

Ich sah ihn vor mir in seinem verschlissenen Schlafrock, mit seiner übelriechenden Pfeife, seinem wilden, ungeordneten Haar und seiner plebejischen Magerkeit, — alles Aeußerlichkeiten, die mich von ihm abgestoßen hatten, bis mich sein Shakespear'scher Verstand mächtig anzog.

Als wir uns bald darauf zu Tische setzten, nahm Schlunk mit der Miene eines Menschen Platz, den nichts in Erstaunen setzt. Es schien,

als ob er die Dinge um sich her in ihrer Bedeutung oder Wirkung gar nicht beachtete und als ob er über jeden gesellschaftlichen Zwang erhaben sei. Er aß viel und hastig, — benutzte das Messer, statt der Gabel und breitete seine langen Arme ungeschickt über den Tisch aus.

Eine ärztliche Frage Cyrilla's beantwortete er mit einer staunenswerthen Ausführlichkeit, machte lange, oft ungelenke Sätze und flocht so viele lateinische Namen ein, daß sie kein Wort verstand und ihn häufig zu unterbrechen versucht war. Daß dies ermüdete, merkte er nicht.

„Wenn Sie nicht verständig sein wollen, müssen Sie unverständig sein, Frau Cyrilla," und ähnliche auch etwas rücksichtslos klingende Reden polterten aus ihm heraus. Aber statt zu zürnen, spitzte sie ihren hübschen Mund und lachte und zeigte verführerisch schöne, blendende Zähne, die mit lachten und unwiderstehlich waren. Anfänglich glaubte ich an ihr eine gewisse naive Leichtgläubigkeit zu bemerken und wollte schon zu dem Urtheile gelangen, daß ihre Schönheit manches Andere verdecken müsse. — Aber ich ward bald belehrt, denn sie entwickelte an jenem Abend einen so amüsanten Esprit, daß ich von ihrem liebenswürdigen Frauenverstande ganz bezaubert war.

Am Schlusse unseres Besuches gerieth Schlunk in eine ausgelassene Stimmung und überhäufte Frau Cyrilla mit den zärtlichsten Neckereien.

„Sieht sie nicht aus“, rief er mir zu „als ob ihre Mutter einst neun Monate im Anschauen vor der Aphrodite gekniet habe!? Ist sie nicht eine göttliche Schönheit? Ich sage Ihnen, lieber Millionär, wenn ich vor dieser angebeteten Frau sterben sollte und man mein Herz secirte, würde man den Namen „Cyrilla“ darin eingegraben finden! — und er lächelte zu ihr, der strahlenden Cyrilla hinüber!

„So, und nun knie nieder gleich mir, Sterblicher“, rief er mir zu „und opfre der Göttin der Liebe von diesem trunkenen Wein!“

Schlunk mit seiner schlottrigen Gestalt und den langen Beinen kniete in der That vor Cyrilla und als ich meine Schritte in's Nebenzimmer lenkte und mich umwandte, war es mir beim Anschauen der Gruppe, als ob wirklich Venus, die unvergleichliche Göttin der Schönheit hinabgestiegen sei, um des verspotteten häßlichen Vulkan's Liebeswerben zu erhören! — —

Als wir in's Haus zurückgekehrt, die Treppe emporstiegen, fanden wir Fräulein Agnes wach und munter. „Ich wollte mich noch nach dem Befinden der Kleinen erkundigen", sagte das alternde Mädchen verlegen und eine feine Röthe legte sich auf ihre Wangen.

„Deßhalb sind Sie aufgeblieben?" fragte Schlunk gutmüthig. Fräulein Agnes schwieg. Schlunk glaubte ihr. Ich hatte lange begriffen, daß in dem alten Herzen eine Flamme lodre! freilich wohl angefacht mit der zaudernden Erkenntniß, daß sie vielleicht ungenährt verlöschen müsse! Tante Agnes liebte den ahnungslosen Schlunk. Und wie ich dies nun herausfühlte und dieses unschöne, altjüngferliche Mädchen mit Frau Cyrilla verglich, mußte ich lächeln. Während ich aber lächelte, schalt ich mich, weil mir nicht eher eine Thräne des Mitleids in's Auge stieg, daß das arme Geschöpf so „selbstredend" von allem Erdenglück ausgeschlossen sein sollte!

Diese armen alternden Mädchen mit ihrer Pflichttreue und Entsagung, mit ihrem erzwungenen Lächeln und heimlichen Thränen, mit ihrer Resignation und ihrem übertriebenen Selbstbewußtsein sind die modernen Anachoreten. Sie üben

täglich die moralische Gymnastik der Entsagung und ihr Loos ist ein überaus hartes.

Schlunk folgte Fräulein Agnes' Aufforderung in's Wohnzimmer zu treten, — warf sich in einen Lehnstuhl, schlug die langen Beine übereinander und holte Cyrilla's Bild hervor, das sie ihm heute geschenkt hatte. — „Hier sehen Sie sich einmal das Wunderweib an, das mich verknöcherten Jünger des Aeskulap in Fesseln geschlagen hat. Ich habe mich verlobt, Fräulein Agnes!" — und er überreichte ihr durch meine Hand das Portrait der schönen Frau.

Agnes, die wohl den Besuchen in Godesberg, neben der ärztlichen Veranlassung, noch eine andere Bedeutung beigemessen, — aber gewiß alles Andere erwartet hatte, als eine Verlobung Schlunk's, — ward bleich wie die Wand und nahm mit zitternden Händen das Dargebotene entgegen.

„Nun, Fräulein Agnes!?" rief Schlunk ungeduldig. — Jene schwieg.

Sie hatte nicht geantwortet. Sie konnte nicht antworten. Ich sah es.

„Sehr, sehr schön! Viel Glück, lieber Herr Schlunk!" sagte sie endlich, ihre ganze Kraft zusammennehmend, aber mit unsicherer Stimme.

Schlunk wollte aufspringen, aber ich winkte ihm, und nun schien er zu verstehen.

Ich geleitete Fräulein Agnes an die Thür des Schlafzimmers. In demselben Augenblick war wohl Frau Dumont wach geworden, denn man hörte sie ängstlich rufen: „Agnes, liebe Agnes!“

„Ich komme, ich komme,“ liebe Mutter! antwortete jene aufgerüttelt von einer neuen wichtigeren Sorge und verschwand durch die Thür.

Ja! Die Pflicht steht über den Herzensregungen! Auf deinen Posten, alterndes Mädchen! Deine bejahrte Mutter ruft. Du hast nur Pflichten; — keine Rechte auf Glück und Liebe! — Keinen Antheil an dem warmen Sonnenschein, der durch Anderer Herzen fluthet. — Gute Nacht! Gute Nacht! — Gute Nacht?? Ach! Wie feucht wird morgen früh das Kissen sein, das du mit deinen Thränen gebadet hast. — — — —

Ernst und stumm verließen wir das Gemach.

Oben angekommen, drückte mir Schlunk die Hand und sagte: „Auf das sonnige Portrait meiner Geliebten fiel ein Reif. Es war noch feucht, als ich es an mich nahm. — —

Sonderbare Welt! Schon das Glück unserer Geburt muß unsere Mutter mit Schmerzen er-

kaufen und die meisten Freuden entstehen aus ihnen oder haben sie im Gefolge. Die Geschichte da drunten hat meinem Glück ein Loch in den Kopf gestoßen. Und sonderbar! Die Convenienz geht unter uns Menschen so weit, daß wir uns nie mehr schämen, als wenn Andere sehen, daß wir Menschen sind und menschlich fühlen! So flohen eben wir grade in dem Augenblick von einander, wo wir gegenseitig fühlten, daß wir zu einander gehörten."

Ich blickte Schlunk fragend an.

„Ja, lieber Millionär," schloß mein Freund. „Ich liebe das Frauenzimmer da drunten wie meine Schwester! und jeder Kummer, der sie drückt, liegt schwer auf meinem eignen Herzen!"

„Nun,“ fragte Schlunk, sich eine Pfeife stopfend und anzündend, — am nächsten Tage. „Was sagen Sie denn eigentlich zu meiner Vestalin?“ Ist's nicht ein Jammer, wenn einem ein Königreich angeboten wird, es ausschlagen und ein Stiefelputzer bleiben zu müssen?

„Begreifen Sie, Kind?“

„Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide.“ „Es brennt mein Eingeweide — – —“ „Wie soll das enden!“

Schlunk stöhnte.

„Ich fände schon einen Mammon-bedürftigen Priester, der uns traute. Nichts leichter als das! Aber wie nun? wenn plötzlich der rächende Brown erschiene! Ich möchte nicht der Maler sein, um das Schreckensweiß unserer Wangen zu conterfeien.

Bah! Scheidungsgründe! So billig wie Tannennadeln! Aber so wenig man mit dem bloßen Kommando des Wollens sterben kann, ebensowenig vermag man einen einmal angetrauten Gatten abzuschütteln, der nicht seinen Todtenschein vorzeigte!“

„Doch lassen wir das!“ brach Schlunk plötzlich ab. „Mich bewegt heute etwas Anderes. — Sehen Sie, Millionär, wenn ich einmal demjenigen meiner Vorfahren begegnen könnte, der sich den Namen „Schlunk“ aufdrängen ließ, prügelte ich ihn blau und braun! „Schlunk!“ wie das klingt! Ein Bänkelsänger, ein Kesselflicker, — ein trunkener Handwerksbursche kann Schlunk heißen. Aber ein Trabant im Dienste Amor's — — — und „Schlunk?“ Schrecklich! — Freilich mein Aeußeres entspricht meinem Namen. — — Bah! Schweigen Sie! Ich sah es Ihnen wohl an, Sie tobsüchtiger Aristokrat, daß Sie fürchteten, mein schäbiger Gehrock könne die seidenbezogenen Fauteuils der Villa S. beleidigen! — Widersprechen Sie nicht! Ich weiß das Alles sehr wohl und Cyrilla hat mir schon Reden gehalten, die so überflüssig waren, wie Martorelli's achthundert Quartseiten-Buch über ein zu Portici gefundenes altes Tintenfaß.

Aber ein Schlunk bleibt ein Schlunk und es ist wohl auch besser so; denn als Psyche die Lampe ansteckte, war ihr der Liebesgott für alle Zeiten verloren. Wer weiß, ob ich nicht ein ungenießbarer, hartherziger Egoist werde, wenn ich den Handwerksburschen-Kittel abstreife, mit dem ich bisher auf Erden umherwandelte“.

„Sie sind doch voll der sonderbarsten Widersprüche lieber Schlunk,“ — — warf ich zwischen seine Rede. „Wenn Sie einen gewissen äußeren Schliff an sich selbst entbehren, weshalb ändern Sie es nicht? Diese Nachlässigkeit gefällt nur Ihnen selbst. — —“

„Und ist das nicht hinreichend,“ rief Schlunk entrüstet. „Nur mir?

O, Sie Pharisäer! Ist das nicht Alles? — Essen, Trinken, Gurgeln, Schnupfen, Schlafen Sie denn, weil es Anderen gefällt?

Freilich, verrückt genug ist die Welt und wenn es einmal Mode werden sollte, Ringe in den Nasen zu tragen, wird Jedermann es schön finden!“

„Welche Paradoxen! Schlunk! einen sauberen Rock und blendende Wäsche zu tragen ist ebensosehr das Attribut des Kulturmenschen, wie Seife und der Besitz einer Haarbürste! Und welch' geringes Opfer, wenn Sie Frau Cyrilla besser gefallen!“

„Wenn ich ihr in den Launen eines Schneiders besser gefalle,“ — Schlunk betonte das Wort „besser,“ „dann war ihre Liebe Strohfeuer, und wir löschen sie lieber bei Zeiten aus! — —

Aber Schlunk zu heißen, das ist freilich ein Verbrechen!

Schlagen Sie mir einmal einen stattlichen neuen Namen vor! Ich bin entschlossen, noch heute darum einzukommen und bin sicher, daß man dies dem letzten Nachkommen eines ausgestorbenen Geschlechtes gewähren wird. Nun, haben Sie einen? — — —

Halt! — so soll es sein! In diesem von Ihnen geliehenen Bande des Conversationslexicons schlagen wir eine Seite auf. In der siebenzehnten Zeile von oben das dritte Wort soll fortan mein Name sein! — Denn auf ein so himmelschreiendes Wort wie Schlunk werde ich gewiß nicht stoßen!" Und Schlunk schlug wirklich eine Seite des Brockhaus'schen Conversationslexicons auf, zählte langsam und vorsichtig und rief dann triumphirend:

„Jacta alea est!" Beinahe wäre ich freilich an einer „Hundeschnauze" sitzen geblieben. Ein Artikel über Hunde! Aber das nächste Wort war „Bernhardiner". Und Bernhardin will ich fortan heißen. Bernhard Bernhardin! Dr. Bernhard Bernhardin! Es ist, als ob das Schicksal auf der Lauer gelegen hätte, um mir diesen Namen zu verschaffen!

Den Schlunk ziehe ich aus, — den Rock ziehe ich aus!

Kommen Sie, Millionär! Gehen wir gleich

zu einem Schneider und messen wir dem neugeschaffenen Dr. Bernhard Bernhardin auch einen neuen äußeren Menschen an! Geld haben wir freilich nicht. Aber Sie leisten solidarische Bürgschaft und dafür ernenne ich Sie hierdurch zu meinem ersten, geheimen Liebessekretär! Kommen Sie, Millionär!“ Und er zog mich ungestüm die Treppe hinab. — —

Fast neun Monate waren vergangen. Bernhardin, alias Schlunk hatte ein glänzendes Examen bestanden, sich den Doctorhut geholt und war praktischer Arzt in Bonn geworden. „Doctor Bernhard Bernhardin“ stand fortan an unserer Hausthür. Die Namens-Veränderung war ihm gewährt. Die treffliche Frau Dumont hatte ihm ihre Zimmer eingeräumt und behalf sich mit dem seinigen. So waren wir zusammengeblieben trotz der veränderten Verhältnisse, und Fräulein Agnes schöpfte augenscheinlich neue leise Hoffnungen, daß die Besuche des Herrn Doctor in der Villa S. in Godesberg „Besuche“ bleiben und daß Herr Brown niemals seinen Todtenschein einsenden werde. Berhardin's Lage war in der That eine sehr peinliche, denn die inzwischen nochmals angestellten Nachforschungen waren ohne Erfolg geblieben, und ohne den Todtenschein Brown's war der Consens zur Eheschließung nicht zu erwirken. — —

Es war gegen Ende des Sommers, als Doctor Bernhardin und ich eines Tages der Aufforderung

Cyrilla's zum Diner folgten und nach Godesberg hinauswanderten. Die reizende Frau empfing uns mit ihrer gewohnten, liebenswürdigen Herzlichkeit. Asta sah aus wie eine Rosenknospe und begrüßte meinen Freund mit der zärtlichen Anrede: „Lieber Onkel Bernhard." Doctor Bernhardin aber war düster und zerstreut und Cyrilla's Fragen wich er zögernd aus.

„Was der gute Bär nur wieder hat?" fragte sie mich, aber ich vermochte ebensowenig einen Aufschluß zu geben. Es fiel mir auf, daß Bernhardin gleich nach dem Eintritt in den Salon versteckt und hastig ein Photographie-Album durchblätterte und nach diesem Durchblättern fast noch schweigsamer wurde als vordem. —

Bei Tische schien sich seine düstere Stimmung etwas zu geben und es war kein Wunder; denn die reizende Frau überhäufte ihn mit tausend Aufmerksamkeiten, strich ihm mit ihrer kleinen, weichen Hand über die Stirn und blickte ihn so zärtlich an, daß ein wirklicher Bär hätte seine Natur ablegen müssen. —

Nach Tisch zog sich Jeder in ein ihm zusagendes Gemach oder in den Garten zurück. — Das große Eingangszimmer der Villa war flankirt von zwei kleinen Boudoirs und getrennt durch zwei

Glasthüren, so daß man die ganze Reihe der drei Zimmer durchschauen konnte.

Bernhardin und ich hatten uns eines dieser Gemächer als Rauchzimmer eingerichtet und saßen auch heute plaudernd, mit der Cigarre im Munde, nach Tisch beisammen. —

Ein Geräusch im Wohnzimmer unterbrach unser Gespräch, doch bemerkten wir Niemand, als wir durch die Glasthüre blickten. Aber dann faßte Bernhardin plötzlich meinen Arm und winkte mir mit allen Zeichen einer furchtbaren Unruhe zu schweigen.

„Also doch!“ hörte ich ihn sagen und nun schaute ich unwillkürlich durch die Glasscheibe und sah, worauf sein Auge wie starr geheftet blieb.

Im gegenüberliegenden Gemach saß Frau Cyrilla neben einem Manne, der eindringlich und lebhaft sprach.

Das Gesicht hatte ich schon gesehen! — Auch Bernhardin war es bekannt und plötzlich ward es mir klar: „Der Fremde war Brown, Cyrilla's Gatte.“

„Brown?“ fragte ich leise und ebenso erschreckt, wie mein Freund, der blaß wie eine Leiche neben mir saß.

„Ja Freund! Brown!“ Ich sah ihn — schon

heute — in Bonn. — Aber ich war meiner Sache nicht sicher, trotzdem diese verdammte Physiognomie. — — —

Er hielt inne.

Cyrilla zog die Hand, die Brown gefaßt hatte, nicht zurück, und über ihr Angesicht flog ein entzücktes Lächeln, während er sprach.

Bernhardin sprang auf. —

„Stille!“ bat ich. „Um's Himmelswillen keine Uebereilung! Bedenken Sie die älteren Rechte dieses Mannes — und beobachten wir weiter.“ —

Offenbar war Beiden unsere Anwesenheit unbekannt. Wir sahen sie, aber sie sahen uns nicht, denn wir waren unwillkürlich aufgestanden und hatten uns seitwärts an die Wand gedrückt.

Immer lebhafter ward drüben das Gespräch und immer strahlender vor Glück erschien Frau Cyrilla!

„Auch Asta ist dort!“ flüsterte jetzt Bernhardin. „Und sehen Sie, er legt die Hand auf ihr Haupt und — küßt sie. — — Kein Zweifel mehr!“ — — — —

Jetzt sank Bernhardin in einen Sessel und bedeckte sein Angesicht mit den Händen.

Armer Freund! Das Zeugniß ihrer einstigen Liebe hatte offenbar die beiden Menschen drüben

von Neuem vereinigt und Frau Cyrilla schien Alles vergessen zu haben, was tausendmal als Schwur über ihre Lippen geglitten war.

„Ich bleibe nicht länger,“ — — hastete es endlich aus Bernhardin, als er nochmals hinüberschaute.

„Bin ich denn wahnsinnig, Freund? Ist's ein Trugbild? Nein Wirklichkeit — — Wirklichkeit! Ich bin der elendste Mensch unter Gottes Sonne; denn dieses grausame Weib hat Alles vergessen!“

Bernhardin riß, meines Widerstandes ungeachtet, — die Thür auf und stürmte durch das Gemach in's Freie. Ich folgte ihm. —

„Bernhard, Bernhard!“ tönte jetzt Cyrilla's Stimme laut und fröhlich hinter uns im Freien.

Bernhardin stutzte. „War das der Ton einer Schuldbewußten?! Was ging vor?“

Unter diesen Zweifeln der Ungewißheit die Villa zu verlassen, war unmöglich. — „Laß uns zurückkehren,“ rieth ich, und er folgte in der That mechanisch, — wie ein zum Tode Verurtheilter.

Was wollte sie ihm noch sagen? Und in Brown's Gegenwart?

Asta flog uns mit einem „Komm, komm rasch!“ entgegen und hüpfte ungeduldig vor uns her, als

wir zögernd folgten. Und nun überlegte ich und blieb in einiger Entfernung.

Aber welches Staunen überfiel mich, als ich nach nur wenigen Worten zwischen den Dreien, plötzlich Cyrilla in Bernhardin's Arme fliegen sah, und ein Jubel aus der Brust jener Beiden emporstieg, der jeder Beschreibung spottet. Bernhard Schlunk hob Cyrilla wie eine Feder empor und trug sie mir entgegen. „Da ist die Treulose! Sehen Sie her, wie eine Treulose ausschaut, Millionär!" rief er und setzte das erröthende Weib vor mir nieder „Jetzt ist vorbei nun mit einem Mal alle Sorg' und Winterqual! Tönt es von den Höh'n bis zum Thale weit: o wie wunderschön ist die Frühlingszeit! War's nicht auch zur Frühlingszeit, als sich Dein Herz meinem Herz erschloß, als von Dir, Du süße Maid, ich den ersten langen Kuß genoß!" — — — —

So tönte es von Bernhardin's Lippen, und er konnte nicht aufhören, Cyrilla anzuschauen und sie und Asta an sich zu drücken

Herr Brown aber war näher getreten, und ich horchte begreiflicher Weise mit großer Spannung auf seine Worte, als er nun sagte: „Wahrlich, ich begreife nicht, daß mein verstorbener Bruder einen solchen Schatz verlassen konnte, um draußen

ein zweifelhaftes Glück zu suchen! Ihnen aber, mein Herr, gratulire ich von ganzem Herzen, diesen Schatz nun für immer gehoben zu haben!“ Er drückte Beiden bewegt die Hand und ich hatte begriffen.

Die Vögel sangen, — die Blumen blühten und dufteten, — in den kanadischen Pappeln rauschte es wie fröhliches, singendes Wehen und plötzlich rief auch wieder der Schwarzspecht aus der fernen Waldparthie des Gartens: „Glühk! Glühk!“ — Ja! Glück, Glück! Nun haben wir unser Glück!‘

Ich aber, den noch zu frühzeitigen Triumpf fürchtend, flüsterte den Beiden zu: „Hat Herr Brown auch wirklich den Todtenschein seines Bruders mitgebracht?“

„Ja!“ flüsterte Bernhardin zurück, wirklich! Und noch Anderes dazu — — —

Aber nun zu Ihnen, lieber Millionär, dem ich so Vieles zu danken habe! Sie sollen neben diesen Beiden, — und er zeigte auf Cyrilla und Asta — stets den ersten Platz behalten in dem Herzen ihres Freundes Schlunk! — Schlunk? — „Bernhard Bernhardin“ wollte ich sagen! — Verdammt schwer zu behalten, dieser capriciöse Name, — — aber auch in ihrem Herzen, — und

er näherte mich seiner Braut, sodaß wir uns unwillkürlich berührten. Ich fühlte eine sanfte Frauenwange die meine streifen, und eine kleine Hand stahl sich an meine widerstrebende Rechte. O! wie glücklich waren diese Menschen!

Tante Agnes aber stand am folgenden Morgen in ihrem einsamen Gemach und starrte wie eine Abwesende vor sich hin. Und dann plötzlich löste sich ein fluthender Thränenstrom aus ihren Augen und das gute Geschöpf murmelte: „Lieber treuer Gott! Laß ihn wenigstens glücklich werden!“

Zu gleicher Zeit aber rief eine bekannte Stimme aus dem Wohngemach die mahnenden Worte: „Agnes, liebe Agnes! Vergißt Du mich denn ganz mit dem Frühstück? Was treibst Du denn heute Morgen eigentlich!?“ — — — —

XIX.

„Gnädige Frau!“ Heute bin ich entschlossen, Ihnen einen wundervollen Brief zu schreiben. Haben Sie bis in die Nacht gelesen und wollen Ihre Augenlider, mehr dem Naturgesetz, als Ihrer Neigung folgend, sich schließen, so werden Sie schon durch die ersten Zeilen eine elektrische, schlafüberwindende Frische in sich fühlen. Die mohnduftenden Geister fahren mit Extrapost zu einer für sie empfänglicheren Erdentochter ab. Sie aber setzen sich bequem zurecht und Ihre Augen fliegen über meine unsterblichen Buchstaben. Denn, — dieses Kapitel soll gewidmet sein der Liebe!

Nicht jener definirten Schopenhauer'schen Liebe! — Ach! gnädige Frau, wenn wir unsere Empfindungen erst zerlegen, das Wunderknäuel abwickeln, Mütterchen Vernunft erst mit zur Hülfe ziehen, dann sieht die Sache allerdings kahl aus, wie des Schulmeisters Leibrock.

Nichts wird mit leichterem Herzen über Bord geworfen, als die Liebe, obgleich sie wie die

ächten Perlen am schwersten zu erlangen ist. Es geht ihr wie den leeren Stiefelwichsdosen, den vorjährigen Kalendern, den unbequemen Bekanntschaften, den auf Reisen überreichten Visitenkarten, dem einen Handschuh, dessen Zwillingsbruder auf irgend einer Treppe oder in einer Droschke liegen blieb, den Erinnerungen an die Stunden, wo etwas Schamröthe in die Wangen stieg, der Dankbarkeit, den abgerissenen Stiefelstrippen und selbst der Verkörperung der Liebe: der weißen reizenden Nippesbisquit-Venus mit zerbrochenem Kopf und Armen.

Dagegen wirft man nicht über Bord leere Nadelbüchsen, gefällig beklebte Apothekerschachteln, Siegellackreste, Liebesbriefe mit Haarlocken, stets bereitwillige Freunde, angerauchte Pfeifenköpfe, grüne und rothe Wassergläser, (obgleich man nie daraus trinkt) ungestempelte Briefmarken kassirter Couverts, Leidenschaften, schlechte Gewohnheiten, das erste Stammbuchvers-Album und sonstigen Pietäts- und Gewohnheits-Krimskrams.

Aber von welcher Liebe ist hier die Rede? Erstens giebt es selbstlose Liebe und zweitens selbstsüchtige Liebe. Da erstere so selten wird, wie die fossilen Ichtiosauren, so wollen wir uns nur mit der selbstsüchtigen Liebe beschäftigen! — — —

Beiläufig klingt das schlimmer als es ist. Da die selbstsüchtige Liebe von Allen geübt wird, gleicht sich die Sache aus. Die Halm'sche Liebe von „den zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag", ist nämlich keine Liebe, das ist ein vorübergehendes Fieber des Herzens, das oft in etwas Wahnsinn ausläuft, aber doch ohne Zwangsjacke behandelt werden kann. — Höchstens ist es nöthig, daß die verehrlichen Eltern einige Zeit Schildwache stehen, damit die Flammen nur züngeln und nicht zusammenschlagen.

Damit Sie mich übrigens nicht für einen Realisten der heutigen Schule halten, werde ich Ihnen gleich einige Liebesverse vorführen.

Bitte verzeihen Sie einen Augenblick! — — —

So! —

Ich muß nämlich, wenn ich dichten will, eine Mütze aufsetzen, denn mir ist dann, als ob ich in Gottes liebe Natur ginge, wo ich frei athme und mich abgelöst fühle von den bedrückenden Kleinlichkeiten des Lebens, verschont von den Nadelstichen meiner lieben Nebenmenschen, — meinen Blick frei und weit in die Ferne schweifen lassen kann und Vogelgesang und Einsamkeit auf mich einwirken.

Als sie wiederkehrte.

Er hat an's Fenster mir geklopft
Schon früh, der langersehnte Tag!
Erinnert haben mich die Sonnenstrahlen,
Die über Nachbar's Dächer sich hinüberstahlen,
Daß endlich da der Tag, die sehnsuchtsvolle Stunde,
Wo ich es wieder hören soll aus Deinem Munde:
Ich liebe Dich!

Und draußen hab' ich ihn begrüßt
Den wundervollen, duft'gen Tag!
Ein Frühlingstag, an dem die Welt Gebete spricht,
Ein Auferstehungstag von Leben und von Licht!
Ja, so empfand ich's! Habe Recht, wenn ich ihn deute:
Mein Auferstehungstag! Denn hören soll ich's heute:
Ich liebe Dich!

Ja! endlich ist er da, der Tag!
Der wundervolle Tag der Liebe!
Es blühen Blumen auf in meinem Herzen,
Vorbei sind Sorg' und Sehnsuchtsqual und Schmerzen —
Nun hab' ich Dich! Ha!! Wie durchbebt es mich von Wonne!
Und hör's nun auch von mir, Du meines Lebens Sonne:
Ich liebe Dich!

Als ich Abschied nahm.

Ich träumte noch, — da pochte schon
Der Morgen an die Fenster!
Auch nahte schlarrend, frühzeitig,
Die Stubenmagd der Thüre sich.
O, schrecklich war mir immerdar
Das weckende Geräusch, fürwahr!
Von hingeworfenen Stiefeln!

* * *

Die Fenster auf! Komm' Morgenwind!
Durchströme meine Räume!
Der Blick umfaßt zum letzten Mal:
Die Höh'n, die Wiesen und das Thal.
Hier zirpt es schon, dort koset laut
Der Spatz mit seiner Spatzin Braut —
Leb wohl denn, süßes Mädchen!

Die Trepp' hinab! — So dumpf beengt,
Tast ich an Liebchens Thüre, — —
Ich hab' noch einmal sie erblickt,
So heiß um's Herz und so bedrückt
Tret ich hinaus! Die Hausmagd nickt, —
Es stampft der Huf, — der Wagen rückt, —
Leb wohl denn, süßes Mädchen! —

Sie werden mir einräumen, daß es bessere Gedichte giebt, gnädige Frau, aber ich wette, keine, die, — wenn man ein ausgezeichnetes Gedächtniß hat — so leicht auswendig zu lernen sind. Ich bitte gütigst bei Bedarf zu bestellen! Bevor ich indessen von Ihnen Abschied nehme, sei es mir gestattet, Ihnen noch eine Probe meines Talentes auf einem anderen Gebiete der Poesie vorzulegen. — Nach der Kürze werden Sie, als Kennerin, nicht den Werth bemessen. Bei der Aufnahme in eine Anthologie würde es etwa unter Epigrammen und Gnomen seinen Platz finden!?

Also hören Sie!

Es säuselt der Wind aus Süd-Süd-West!
Und das ist auch das Allerbest,
Daß man ihn ruhig säuseln läßt,
Wenn er mal säuselt aus Süd-Süd-West!

So, jetzt halte ich Sie für genügend vorbereitet, gnädige Frau, die Geschichte meiner ersten Liebe zu hören!

XX.

Es war gerade der fünfte Mai! Alle Welt jauchzte und fühlte sich wie neugeboren. Jeder Schneidergeselle war heute vergnügt, denn nach Sturm und Kälte brach die Sonne hervor, erleuchtete die Gegend und machte die Luft so krystallhell, daß alle Gegenstände in weitester Ferne in mikroskopischer Klarheit sich abzeichneten, senkte wohlthuende Wärme herab, drang durch das Maigrün, als ob Goldregen hereingesprüht sei, vergoldete die Dächer und die Thurmspitzen sowie alle blanken Knöpfe an der Uniform des Herrn Oberst. Der Herr Oberst aber war mein Großvater und der stand vor der Hausthür und rief unwirsch: „Wo bleibt der Teufelskerl denn nun wieder?“ Der Teufelskerl war der Kutscher, und meine Großmutter, die das Schnupftuch nicht mehr von dem guten, lieben Gesicht ließ und mich immer von neuem umarmte, beruhigte zugleich ihren alten Bulldoggen (denn das sind die Obersten)

und sagte: „Mann, Mann, wie bist du doch ungeduldig! Er wird ja kommen und so behalten wir unsern Alex doch noch ein wenig länger!“

„Hast du auch alle deine Sachen?“ wandte sie sich besorgt zu mir. „Sag' Großpapa nichts!“ fügte sie leise hinzu und ließ einen umfänglichen Beutel mit Goldstücken in meine Hand gleiten, sodaß ich nicht umhin konnte, ihr vor Rührung und Dankbarkeit ihre treuen, welken Hände zu küssen. Es war wirklich Rührung. Ich weiß gar nicht, wie es mit meiner Seele war, halb lief sie schon wie ein vergnügter Köter vor mir auf der Landstraße voraus, halb hockte sie noch bei den Alten und wollte nicht fort.

Drei kleine Männchen und des Nachbars Philippine standen gegenüber lange bereit und warteten auf meinen Abgang. Selbst das dreibeinige hölzerne Pferdchen mit dem abgerissenen Schwanz, auf dem Rollbret, das einer der Buben am Bindfaden hielt, schien die Bedeutung der Situation zu begreifen und schaute ernsthaft zu uns herüber.

Der Schuster aus dem Keller, — in meiner Kindheit hatte ich immer Furcht vor ihm, denn er trug einen großen ungekämmten Bart, in dem der Staub Sommer- und Winterschlaf hielt und

aus dem er eine Reihe alter Freiheitslieder nach einer und derselben Melodie hervorbrummte — stand mit der vorgebundenen Lederschürze vor der Kellerthür und hatte schon dreimal die Mütze gezogen, um meinen Großvater-Oberst zu begrüßen. Aber der hörte und sah nicht, er schaute nur nach Friedrich aus, der nicht kommen wollte.

„Du“, wollte ich ein paar Mal sagen, „der Schuster Seidel drüben grüßt, aber ich verbiß es mir und nahm dreimal selbst die Mütze ab, damit er nicht glaube, wir hielten uns zu vornehm.

Aus des Nachbars Hofthür gackerte eine Henne hervor und ihr folgte der Hahn, auch angezogen von der Ungewöhnlichkeit des Morgens und gab seine Meinung in allerlei unartikulirten Tönen zu erkennen. Hier und dort guckten auch die Nachbarn aus den Fenstern, herbeigelockt durch die ungeduldig-laute Stimme meines Großvaters, der nun endlich die Meerschaumpfeife ausklopfte und Friedrich anschnauzte, der im Galopp herangesaust kam.

„Ja, de oll Brun, Herr Oberst“ — begegnete Friedrich dem Poltern des Alten, — worauf sogleich der Braune untersucht wurde, indem der Fuß des Wallach von dem rasch vom Wagen herabgesprungenen Kutscher emporgehoben und den

prüfenden Blicken des Herrn Oberst unterstellt ward.

Und dann war endlich der Augenblick des Abschieds gekommen. Noch einmal preßten mich die Alten zärtlich an ihre Brust. — Ich fühlte die Zähren der Greise auf meinen Wangen brennen, schwang mich auf den offenen Wagen, grüßte, während Friedrich die Zügel fester faßte, mit nassen Augen, hier und dort hin, winkte in einiger Entfernung noch einmal mit meinem Tuch und dann trabten wir durch's Thor auf die Landstraße hinaus.

Als wir eine Weile gefahren waren, schwang ich mich zu Friedrich auf den Kutscherbock und braunte mir eine Pfeife an. Friedrich rückte Alles bequem zurecht und brachte die abgelenkten Braunen durch einen raschen Ruck wieder auf die Mitte des Weges.

„De Herr Oberst wär' wul en beten fünsch?“ fragte er mich dann, um das Maaß der Schelte bei der Rückkehr abzumessen. Ich beruhigte ihn. Und wir schwatzten über den Braunen, der sich einen Nagel in den Fuß getreten hatte, über die Militairzeit, den theuren Hafer und allerlei gemeinsame Bekannte aus dem Städtchen, das ich

nun verlassen hatte, sodaß mir die Zeit rasch verging.

Hier und da trippelte, ungeschickt ausweichend, eine Schaar Gänse über den Weg. Aus einem an der Landstraße gelegenen Hause stürzte der allbekannte wüthende Kleffer hervor, bis Friedrich's Peitsche seinen Rückzug bewirkte und das Gebell sich allmälig wie ein Echo in der Ferne verlor.

Ein Duft von Pferdeschweiß und Wagenleder drang empor, wenn die Braunen schrittweise eine Anhöhe gewinnen wußten, bis das raschere Tempo selbst den Tabacksrauch vertheilte und wohl Veilchenduft von Hecken und Wällen, oder der kräftige Erdgeruch den Eindruck des schönen, frischen Morgens und des ungebundenen Freiheitsgefühls erhöhten. Ich war in der That frei. Zum ersten Male ging's in die Welt hinaus und das ging so zu.

Die Eltern waren früh gestorben und ich empfand kaum den Schmerz, „das Beste auf dieser Welt verloren zu haben". Meine wohlhabenden Großeltern nahmen mich, den einzigen Enkel, — den „blonden Schatz", — der schon Papa, Mama, Meyer und Meta (die Namen unserer Dienstboten) sagen konnte, zu sich, verhätschelten mich auf ungebührliche Weise, banden mir wo=

möglich ein wollenes Tuch in der Sonnenhitze um den Hals, aber ließen mich im Stall ohne Aufsicht hinter die Pferdehufen laufen, hielten mir eine Bonne und später einen Lehrer, lehrten mich gottesfürchtig und menschenfreundlich sein, entließen mich endlich auf's Gymnasium und triumphirten wie zwei siegende Gladiatoren, als ich mit dem Zeugniß der Reife schon mit achtzehn Jahren zur Universität abgehen konnte. Meine Zeugnisse über Fleiß und Moral waren in der That vortrefflich, denn ich hatte mir schon sehr früh klar gemacht, wie viel ich den herrlichen Alten zu danken hatte und wie ich dies, nach meinen Kräften, bei Zeiten lohnen müsse.

Nach einigen Stunden langten wir auf unserer Fahrt bei einem lieblich zwischen Maiengrün versteckten Wirthshaus an, wo schon deßhalb Rast gemacht werden mußte, weil der Braune wieder bedenklich zu hinken begann, so daß Friedrich den Thierarzt oder Schmied zu Rathe zu ziehen beschloß. —

Ein Hirschkopf begrüßte meinen Eingang in das wegen eines in der Nähe befindlichen schönen Aussichtspunktes berühmte und viel besuchte Hirschen-Wirthshaus. Kühle und Wohlbehagen umfing mich, als ich auf die „Diele“ trat. Neu-

gierige Mädchenköpfe schauten durch eine sich rasch wieder schließende Thür und ich hörte sprechen und kichern.

Der Wirth, ein alter Mann in Hemdärmeln, wies mich zur Linken und erwiederte meinen Gruß, nach Art dieser Leute ohne Ueberraschung oder sonderliche Höflichkeit. Weiße, glänzendgewaschene Eichentische standen zunächst den Fenstern. An den sauber gekalkten Wänden hingen schlechte, aber munter blickende Bilder, aus dem Eckschrank guckten blinkende Zinnkrüge hervor und der bei jetziger Jahreszeit abgethane Ofen mit einer Darstellung aus dem Paradies — eine vollbusige Eva und ein langbeiniger Adam flohen erschreckt vor dem Himmelspolizeidiener Cherub — in einem runden Reliefbild, glänzte blauschwarz in der Ecke, welche zugleich einen alten Lehnstuhl behütete, auf dessen Lehnen die Spuren des langen Gebrauchs durch die Eindrücke schwerer Ellenbogen sichtbar waren.

Ein Jagdhund stand wedelnd auf und streckte sich, mit der Musterung scheinbar zufriedengestellt, auf den, mit weißglitzerndem Sand bedeckten, — den Eindruck der Sauberkeit erhöhenden — Fußboden nieder.

Aus der angelehnten Küchenthür drang ein

Duft von Landbrod und Apfelstroh hervor, nicht unerheblich auch die behagliche Empfindung verstärkend; denn durch die Fenster sah man die Hitze der in die Höhe gerückten Sonne in der Luft tanzen. Aber das weitüberschießende Strohdach wehrte den Strahlen und auf dem inneren Fensterbrett lag die schattige Kühle, die mich erquickte.

„Was kann ich dienen?“ fragte der Bauernwirth, sein Plattdeutsch wörtlich übersetzend, während ich ihm in dem Platt der hiesigen Gegend antwortete.

„Beer! Ja wul! Abers ik hev man Witbeer! Dat Fat ligt in de Keller. — Ja, dat's kold nu schön!“

Als ich mich zum Sitzen niederließ, bemerkte ich ein aufgeschlagenes Buch, eine Art Fremdenbuch, in das die Sommergäste ihre Namen oder Erinnerungsworte eintrugen, und in welches mit frischer Tinte die nachfolgenden Verse auf die letzte Seite geschrieben waren:

Auf hurtig, mein Wirth, in den Keller hinab!
Erlöse das Naß aus dem hölzernen Grab! —
Laß sprudeln den Schaum aus dem Spundloch heraus, —
Hoch lebe Dein kühles und gastliches Haus!

Kredenzen muß ihn die blonde Margreth!
Gott grüße Dich Mädchen! — Ei wie ihr das steht!
Noch nie sah ich Lippen zum Küssen so roth, —
Drum leid't auch um Zuspruch der Wirth keine
Noth!

Kein Weißbier ist kühler und besser im Land, —
Als wie es der Bursche beim Hirschenwirth fand
Und zahlte beim Abschied mit Handdruck die Zech',
Und küßte Margrethen die Thränen hinweg.

Nachdem ich dies gelesen hatte, war nichts natürlicher, als meine Neugierde, Margrethen, — wenn's wirklich eine solche gab, — kennen zu lernen Während ich noch in dem Buche blätterte, kehrte der Wirth zurück, setzte das Bier vor mich hin und hantirte dann an dem Flaschenschrank umher. Als er das Gesuchte nicht fand, stieß er mit dem Fuße die nach der Küche angelehnte Thür auf und rief mit lauter Stimme: „Gret, wo is de Nordhäuser!?“

Ein junges Geschöpf trat in's Zimmer, so schön und lieblich, wie eine verkleidete Prinzessin und nickte mir so unbefangen vornehm zu, daß ich, von dem Anblick überrascht und völlig verwirrt, mich erhob und verneigte.

Froh genug war ich, als Friedrich mir meldete, daß wir zwar fahren könnten, daß aber der Thierarzt empfohlen habe, dem Braunen bis zum Spät-Nachmittag Ruhe zu gönnen. Ich hatte mich sogleich für's Dableiben entschieden, zumal ich aus den Reden des Wirthes vernommen, daß in dem nächsten großen Bauerndorf, keine halbe Stunde entfernt, seit drei Tagen ein großer Jahrmarkt abgehalten werde und heute der Haupttag für die Gutsbesitzer der Umgegend sei.

Ja! es flog mir durch den Sinn, ob ich nicht bis in die Nacht bleiben könne, ohne meine Großeltern wegen Friedrich's späterer Heimkehr zu beunruhigen, zumal ich erst am nächsten Morgen von G. mit Eisenbahngelegenheit weiter reisen konnte.

Auch dazu war ich rasch entschlossen und ersuchte den Wirth, mir ein Fremdenzimmer anzuweisen.

„Nah Nummero tein," rief er dem herbeieilenden Mädchen zu, indem er meinem Wunsche sogleich willfahrte und wir zusammen die Treppe emporstiegen. „Nummero tein," in das ich eintrat, war ein nach dem inneren Hofe gelegenes sauberes und kühles Gemach.

Durch das geöffnete Fenster drang der Moschus-

duft des Kuhstalles und jener träge, stagnirende Geruch aus dem Golde des Landmannes, das ich beim Hinausschauen zwischen Pferde- und Kuhstall aufgeschüttet fand und auf dem die Hühner gackerten und kratzten.

Friedrich sah ich in der offenen Thür des Pferdestalles seitab stehen und den Pferden „Futter mengen.“

Als ich ihm zurief, mir meinen kleinen Handkoffer heraufzubringen, bog Margreth just um die Ecke eines der Wirthschaftsgebäude, hinter denen sich eine von Nußhecken eingefriedigte grüne Wiese ausbreitete. Jetzt tönte das entfernte Geräusch der Trommel und Carousselmusik vom Jahrmarkt zu mir herüber und ich blieb lauschend am Fenster.

Margreth hatte unwillkürlich zu mir emporgeblickt, wie sie meine Stimme vernahm und als ich nickte, schien es mir, als ob sie lächelte und erröthete. Ich trat zurück, aber hinter den Gardinen lauschte ich verborgen und sah ihr zu, wie sie einen Eimer aufhakte und den Pumpenschwengel in Bewegung setzte.

Welch' ein runder Arm quoll aus der kurzgeärmelten Jacke hervor, — wie tanzte ihr Busen unter dem Mieder und wie fest und schlank stand

sie auf ihren kleinen Füßen, die in weißen Strümpfen und Schuhen steckten.

Und jetzt, — als sie den gefüllten Eimer herabnahm, — blickte sie noch einmal zu meinem Fenster herauf. Ich war rasch zurückgewichen und meine Gedanken waren so benommen, daß ich Friedrich erst bemerkte, als er mit dem Koffer vor mir stand. Meine Frage, ob wir bei Nacht würden fahren können, bestätigte er freudig, weil's zudem, wie er sich ausdrückte, „bannig hit“ sei. So war denn Alles geordnet und ich erwartete mit Spannung den weiteren Verlauf des Tages, an dem sich nach einem unbestimmten Gefühl allerlei Ueberraschendes und Erwünschtes ereignen werde.

Als ich ein Viertelstündchen später in die Wirthsstube zurückging, saß Margreth in dem Lehnstuhl am Ofen und strickte.

Ich näherte mich ihr und erfragte allerlei, was sie ziemlich einsilbig beantwortete.

Als ich ihre Arbeit belobte, ließ sie grade eine Masche an dem groben Strickstrumpf fallen und sagte — zum ersten Male lächelnd: — De Herr. süht, — ik mak dat garnich ton Besden!“

Einmal ward sie abgerufen und nun bemerkte ich erst, daß auf der gegenüberliegenden Seite noch eine Wirthsstube für Knechte und Fuhrleute sei,

in der augenblicklich der Alte mit den Gästen schwatzte. Sie kam aber rasch zurück und jetzt redete sie mich zum ersten Male an:

„De Herr sünd wul en Student?“

Ich war noch mit meiner Primanermütze bedeckt und ein stolzes Gefühl stieg in mir bei Margreth's Frage auf. Sie bewies mir, daß ich doch nicht mehr so bartlos dreinschauen mußte. Denn das hatte ich schon als ein schweres Hinderniß betrachtet, als ich beschloß, mich ihr mit stillem Liebeswerben zu nähern.

Jetzt ward die Thür aufgeklinkt, und ein kleiner buckliger Mensch mit einem grauleinenen Bündel über der einen Schulter und einem unverhältnißmäßig großen Kasten, der an einem Lederriemen befestigt war, über der anderen, trat bestaubt, erhitzt und fast verwildert, die Pfeife im Munde, in's Zimmer.

Ich beobachtete den Wirth und Margreth. Ersterer wandte sich gleichgültig um und nickte. Des Mädchens Miene aber wurde ernster, und sie schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„En Lütten un'n Glas Beer!“ rief der Fremde, indem er das Bündel und den Kasten in die Ecke schob. Auf das Bündel warf er seine Mütze, fuhr mit der Hand über die Stirn und durch sein

struppiges Haar und setzte sich, mich linkisch, aber ohne Verlegenheit grüßend, an das obere Ende des Tisches.

Margreth war der an sie ergangenen Aufforderung gefolgt, hatte Bier aus dem Keller geholt und goß Branntwein in ein Gläschen.

Der Bucklige setzte den Krug an und ab, wischte sich mit der umgewendeten Hand über den Mund und wandte sich nun an den Alten:

„Wär Klasen hier?“

Der Wirth, dem das Nachdenken offenbar beim Rauchen erleichert wurde, ging an den Tisch und stopfte sich seine kurze Pfeife aus einem viereckigen Mahagoni-Tabakskasten ohne Deckel und mit den Resten verrosteter Messingcharniere. Nachdem er diese „in Gang gesetzt“ hatte, antwortete er mit einem kurzen „Ja“

„De Ol ok?“ fragte der Bucklige.

„Ne!“

„Het he verköfft?“

„Ik weet nich.“

Pause. —

„Wär Johannes hier?“

„Ne.“

„Is he in't Dörp?“

„Ja, in't Dörp is he.“

Margreth bückte sich tiefer über ihre Arbeit. Der Bucklige forschte neugierig in des Alten Zügen, der aber unbewegt blieb und nur ab und zu in die Ecke spuckte.

„Is wat in de Weg? —

Darauf wieder eine Pause, weil diese Frage unbeantwortet blieb.

„Schall ik noch en beten Beer hebben?"

Margreth holte Bier und stellte es schweigend vor den Gast.

„Na, Margreth, wat makt Johannes?"

„Ik weet nich!" sagte sie kurz.

„Hebt ji sik vertürnt?

Sie zuckte mit den Achseln.

„Friet he nich mehr üm di?"

Nun fiel der Alte ein:

„De war'n sik wul wedder verdrägen! Gret is en beten krütsch! Dat givt sik!"

Mit dieser großen Rede des Alten war die ganze Situation bezeichnet; die Stellung des Vaters zu dem Verhältniß angedeutet, dem Buckligen Antwort ertheilt und einer abweichenden Auffassung Margrethens von vorneherein das Wort abgeschnitten.

„Wo veel is de Klock?" fragte nun der Hausirer, der die Abweisung verstanden hatte und

den Bauern über weitere Neugierde beruhigen wollte.

„Dat is wul meist Middag", erwiederte der Wirth und zog eine dicke silberne Uhr unter der Weste hervor.

In demselben Augenblick erschien ein Mädchen in der Thür und meldete:

„Dat Eten is fardig!"

„Töv Mariken," hielt sie der Wirth.

„Will de Herr miteten? Achter in de Stuv is deckt". —

Ich nickte zustimmend. Aber dieses Gespräch hatte mich aus allen Himmeln gerissen. Margreth war verlobt, und meine Hoffnungen schienen vernichtet! Nur dieser eine Gedanke beherrschte meinen Knabensinn.

Während des Essens erfuhr ich, daß der Bucklige ein Verwandter des Hauses sei und sich schon häufiger unbeliebt in die Familiengeheimnisse hatte eindrängen wollen. — Ich ließ kein Auge von Margreth, die in ihrer stillen Schönheit es mir angethan hatte, so daß ich jede ihrer Bewegungen mit Eifersucht verfolgte und mein Herz heftig pochte, wenn hin und wieder ihr Blick an mir vorüberglitt.

Aber ich beschloß die momentane Verstimmung gegen Johannes zu benutzen, um wenigstens die Blumen zu pflücken, die meine Hand erreichen konnte.

Auf ihren Lippen und Wangen blühten ja Rosen zum Pflücken reif. Und wenn ich sie brach, lagen nicht noch tausend Knospen bereit, in üppiger Fülle aufzubrechen, um den Bauern zu beglücken? Ich war jung und feurig. Zum ersten Male flog ich, einem Vogel gleich, hinaus! In meinen Federn hastete das Begehren nach Genüssen, — nach Liebe. Ja! nach Liebe! Zum ersten Male brannten heiße Wünsche auf meiner Seele und wollten mich schier verzehren. So hatte ich noch nie empfunden! Ich hatte wohl den Kopf gewendet nach lieben Mädchen, hatte Verse geschrieben und die kleinen Entzückungen auf Promenaden und Bällen gekostet; — aber das war etwas ganz Anderes gewesen!

Funken waren wohl bisher aufgesprungen, kleine Flämmchen hatten gezüngelt, aber die ernsthaften Griechen und Römer hatten sie — kaum entstanden, — gelöscht. —

Jetzt aber fühlte ich in mir ein nie gekanntes stürmisches Begehren und die Gesetze des Herkommens, die Stimme der Vernunft, ja selbst das

hier mahnende Gottesgebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib," übersprang ich mit der hastig zitternden Antwort: „Ich kann nicht anders!" Margreth's Wange mußte noch heute an meiner ruhen, ich mußte ihre Lippen berühren, an ihrem Halse hängen und mich ausweinen, wenn ich nicht vor Liebesqual vergehen sollte.

Nach dem Essen warf ich mich hinter den Ställen auf die Wiese in den Schatten der Nußsträuche und hier arbeitete mein Gehirn tausenderlei Pläne aus, wie ich mich würde Margreth nähern können.

Von Friedrich hatte ich erfahren, daß am Spät-Nachmittage alle Bewohner des Hauses mit Ausnahme des Wirthes und einer alten Magd den Jahrmarkt besuchen wollten, und darauf baute ich meine Hoffnungen. Der Zufall mußte helfend einschreiten.

Aber bot nicht grade das Jahrmarktsfest eine Gelegenheit für die Verlobten, sich zu versöhnen, und knüpfte nicht eine vorausgegangene Verstimmung nur ein um so festeres Band zwischen den Liebenden!? — — —

Ich schloß meine Augen und suchte meine Gedanken auf andere, ernste Dinge zu lenken.

Das Bild meiner Großeltern trat mir vor die Seele!

Mit welchen guten Vorsätzen hatte ich mich heute Morgen von ihnen getrennt! Wie fröhlich und unverdorben war ich in der Frühe in die Welt hinausgewandert! Wie jungfräulich-sittsam hatte mich die Natur angelächelt; und wie fern hatten mir gelegen sündhafte, wilde, entartete Gedanken!

Und die ließen mich nicht! Immer von Neuem tauchte des Mädchens Gestalt vor mir auf, nicht losreißen konnte ich meine Sinne von dem Eindruck ihrer durch das Unbewußte so unendlich erhöhten Schönheit und Lieblichkeit, — nicht lassen konnte ich von dem Reize, „um sie zu werben“ und sie — wenn auch nur für Augenblicke — „zu erobern.“

Zuletzt sprang ich auf. Einsame Ruhe umgab mich. Ueber mir zwitscherten die Lerchen. — Nicht weit ab von mir wimmelten geschäftige Ameisen im heißen Erdreich; — das Gras duftete wie Heu. — — Zwischen den Hecken lag es so einsam heiß — und in meinen Gliedern so bleischwer.

Ich schlug den entgegengesetzten Weg um die Wirthschaftsgebäude ein, um in das Wohnhaus

zurückzukehren und gelangte an einen eben bestellten Blumengarten. Um näher zu treten, mußte ich eine kleine hölzerne Thür öffnen.

Als ich zufällig aufblickte, streckte sich ein nackter weißer Frauen-Arm hervor, um das Fenster zu schließen. Ein blendender Hals, von jeder Hülle befreit und ein Busen, der schaumgeborenen Venus gleichend, erglänzte über dem herabgesunkenen Linnen, während eine kleine Hand die von den Schultern an die Wangen verschobenen Flechten zurückdrängte.

Es war Margreth, die sich für den Jahrmarkt putzte. Jetzt, wo ich einen Blick in ihre Geheimnisse getaucht hatte, schoß das Blut in meine Schläfen und ich fühlte, wie es in meinem Innern auftobte und wie der Mai, der die ganze Natur im Liebestaumel zusammentrieb, auch in mir die Kraft der Leidenschaft geboren hatte, die wie ein heißer Strom durch meine Adern jagte.

Als ich noch einmal aufschaute, war ein weißer Vorhang vor das Fenster gezogen und beim Verlassen des Gartens zertrat ich in zerstreutem Wandern am Rande eines Beetes unschuldsvolle Maiglöckchen und fast auch ein verborgenes Veilchen, das ich nachher aufhob und in mein Knopfloch steckte.

Ich lief auf mein Zimmer und schaute hinaus. Da lagen die grünen Wiesen ausgespannt. Vor mir, auf dem Rain, grasten die bunten Kühe und erhoben die großen, schönen Augen und brüllten, an den Wällen kletterten Lämmchen empor und rannten rasch zurück, stießen an das Mutterschaf mit dem prononcirt gutmüthig-dummen, kauenden Maul und sprangen wieder übermüthig davon, pickende Vögel aufscheuchend, die im ängstlichen Fluge einen schaukelnden Zweig erreichten und so süß zwitscherten und sangen und den wonnigen Tag feierten, daß es mir wie eine unheilige Unterbrechung vorkam, als nun wieder aus der Ferne das Jahrmarktsgeräusch herüberschallte.

Ein niegeahntes Etwas quoll in mir auf. Ein Gefühl von Alleinsein und Heimweh, ein Gefühl von Traurigkeit und Verlassenheit bemächtigte sich meiner und trieb mir die kaum getrockneten Abschiedsthränen in die Augen.

So saß ich lange im inneren Verstummen.

Und dann faßte mich plötzlich wieder ein Sehnen nach Menschen und Abwechslung. Rasch stülpte ich meinen hingeworfenen Hut auf und flog die Treppe hinab. Ein just nach dem Jahrmarkt abfahrender Wagen bot Gelegenheit, einen Platz zu erhalten.

Schnell verständigte ich noch Friedrich, und dann fuhren wir mit Peitschenknall ab.

Bald stauete die Landstraße von Wagen und Fußgängern. Ueber die Felder, auf abkürzenden Wegen, sah ich die Bauern in schmucker Tracht dem Festplatz zueilen. Immer näher drang das Geräusch von Menschenstimmen und unharmonischer Musik, — jenes Summen und Schwirren von heterogenen Tönen, — zu uns herüber. Endlich wurde der Blick freier und auf einem von Bauerhäusern gleichsam eingefriedigten Felde sahen wir das ganze bunte Treiben mit Zelten, Fahnen und wimmelnden Menschen vor uns.

Bald war ich mitten in dem Jahrmarktstrubel, und während ich an Seiltänzer- und Kunstreiterbuden neugierig dahinschlenderte, fühlte ich mich plötzlich auf die Schulter geklopft.

Nichts war mir erwünschter, als zwei meiner Kameraden, Söhne in der Nähe wohnender Gutsbesitzer, die ihre Ferien zum Besuche im Elternhause benutzten und wie ich, um Ostern bereits das Examen bestanden hatten, hier wiederzufinden.

Die Bauern sahen uns neugierig nach, als wir Arm in Arm mit unsern bunten Mützen vorbeizogen, während wir planten, wie wir den Tag mit einander verleben wollten.

O selige Zeit! wo wir uns schon so wichtig dünken, und doch noch so empfänglich sind für diese bunten Eindrücke; wo wir noch in unseren Illusionen steckend, das Mädchen auf dem Seil in ihren Sprüngen bewundern und auf ihre Tugend schwören, in unserer kleinen Wichtigkeit applaudiren oder das Vorrecht für uns in Anspruch nehmen, vornehm die Nase zu rümpfen; mit dem Cerevis auf dem Haupt und dem fuchtelnden Stöckchen in der Hand die ganze Welt herauszufordern bereit sind!

Ach! etwas Berauschendes liegt in dem Jahrmarktstreiben mit der schreienden Reklame, dem Tam-Tam, der Orgelmusik, dem Jauchzen, dem Singen, Trinken und Fröhlichsein!

Und wir genossen es! Die Stunden flogen. Mitunter trat unbequem-mahnend in meine Gedanken die nothwendige nächtliche Reise, bis ich ein neues Glas an meine Lippen setzte, oder mit versteckt verliebten Blicken der sammelnden „Künstlerin“ die eben so „himmlisch“ gesungen hatte, anerkennende Worte in's Ohr flüsterte. —

Plötzlich überfiel mich die Sehnsucht nach Margreth. Ich suchte nach einem Vorwande, mich von meinen Freunden zu trennen. Nachdem ich hatte versprechen müssen, zurückzukehren, stürmte

ich in das jetzt von Lichtern erhellte Treiben hinaus.

Zunächst wandte ich mich gegen das Wirthshaus, wo wir abgestiegen waren, und schon tönte mir der Geigenklang aus dem Tanzsaal entgegen. Ich schlich um das Haus und preßte mein Gesicht gegen das Fenster. Da tummelten sich in rascher Ungeschicklichkeit die Paare, aber so sehr ich auch mein Auge anstrengte, ich konnte von Margreth nichts sehen.

Ich ging in's Haus, wo in Nebenräumen zechende Gestalten saßen, während Andere Trepp auf Trepp ab polterten, um wärmende Tücher zu holen oder bereits zur Abfahrt gerüstet, in den Hof zu den Fuhrwerken eilten. Zwischen Knechten und Pferden, die aus dem Stalle gezogen wurden, wand ich mich durch, guckte vom Hofe in andere Fenster, erhielt hier und dort einen Stoß und war eben im Begriff, meine Nachsuchungen einzustellen, als ich eine Stimme „Johannes“ rufen hörte, die einem nach dem Eingange des Wirthshauses strebenden Bauern zu gelten schien.

Der so Gerufene ging, nachdem er Antwort ertheilt, in den Tanzsaal und war meinen Blicken einstweilen entschwunden. — Als ich aber wieder hineinschaute, sah ich ihn mit einem

schönen, dunklen Bauernmädchen tanzen, und die beiden Gestalten kamen mir vor wie zwei wilde Zigeuner.

War das meiner Margreth Johannes?

Und wo war sie?

Die Musik schwieg für wenige Augenblicke. Die Musikanten gingen umher und sammelten den Tanzschilling ein, und dann ging der rasende Galopp von Neuem los.

Aber Johannes und das zigeunerhafte Geschöpf waren nicht mehr unter ihnen. Während ich noch spähte, hörte ich plötzlich Schritte im Garten und, ohne zu sehen, ahnte ich, daß es die beiden Tänzer waren.

Ich zog mein buntes Käppi ab und drückte mich gegen die Wand. Sie kamen näher und ich hörte sie flüstern. Plötzlich wandten sie sich ab und gingen mitten durch den Garten einer Laube zu, die hart an dem umfriedigenden Walle lag. Hinter diesem, auf dem Felde, glimmten die Kohlen der Naturküche eines Zeltes, dessen Rückwand sich nach dem Garten kehrte. Sonst war es einsam grade hier.

Rasch entschlossen, lief ich leise wie eine Katze, in weitem Bogen an den Ausgang, setzte über den Wall und schlich mich durch den

trockenen Graben bis an die Rückwand des versteckten Plätzchens. Anfänglich konnte ich nichts verstehen und, ungewohnt solcher Heimlichkeiten, fürchtete ich fast, daß mein pochendes Herz mich verrathen könne. Aber was war dann? Wer kannte mich? Mit einem Sprunge war ich ja im Freien!

Inzwischen hatte sich die Dunkelheit tiefer auf die Erde gelegt. Vom Wirthshaus, durch die oben geöffneten Halb-Fenster, aus denen Qualm und Staub in die Nacht hinauszueilen schienen, drangen die Klänge der Violine und Flöte, zwischendurch auch der monotone Brummbaß Vom Hofe erscholl das Geschrei der Knechte, das Wiehern und Stampfen der Pferde. Hinter mir brauste das Jahrmarktsgetöse, gleichsam als Staffage des aufgeregten Abends und hart an meinem Ohr vernahm ich heimliches, leises, einsames Schwatzen und Kosen. Und dann, dann hörte ich das Wort: „Margreth". Ich hatte mich nicht getäuscht, sie sprachen von ihr. Ihre Stimme wurde immer eindringlicher, heftiger, trotz des Zischelns, während die seinige mehr und mehr verstummte, bis jene sich sogar begehrend erhob und er abwehrend antwortete, und nun, — ich sah es, ohne zu sehen, — aber mit der

erhöhten Nerventhätigkeit des geistigen Schauens, zwei Gestalten in stürmischer Leidenschaft sich umfingen.

Da übertönte plötzlich ein schrecklich=wilder Angstschrei in unserer Aller unmittelbarer Nähe den Lärm hier und dort, fesselte Auge und Ohr, und schreckte jene wie mich auf.

Ich sah eine Gestalt, wie ein gejagtes Wild, jenseits durch den Garten entfliehen und wußte: es war Margreth. Aber auch er wußte es. Denn, als ich in unbesonnener Hast aus meinem Versteck aufsprang und zunächst planlos fort=eilte, vernahm ich in gleicher Richtung, an dem inneren Walle entlang, seinen athemlosen Schritt. Erst am Saume der Jahrmarktzelte und Buden hielt ich mit meinen mich bestürmenden Gedanken inne. Dann verschlang mich das Menschengewühl und das wüste Geräusch schlug über mir zu=sammen. — — —

Es war an der Grenze zwischen Nacht und dämmerndem Morgen. Während die Braunen im Hofe ungeduldig stampften und der Hausknecht noch einmal mit der Laterne um den Wagen leuchtete, schlich ich mich in den Garten an Margrethens Fenster.

Hyazinthen waren aufgebrochen und dufteten wie Frühlingsopfer durch die warme, schlafende Nacht.

Ich schaute in das beleuchtete Gemach — abermals ein Lauscher. Da saß im weißen Ballkleide an dem Tisch ein Geschöpf so lieblich engelhaft, daß mich ein Schauer erfaßte, sie auch nur in Gedanken begehrt zu haben, und vor ihr lag eine aufgeschlagene Bibel, in der sie las. Als ich endlich schwerkämpfend, aber gedrängt von der Reise-Unruhe, mich wieder entfernen wollte, erlauschte ich, wie sie sich erhob und ein Tuch um ihren Nacken schlug. Was wollte sie thun? Es jagte durch meine Gedanken. Ich wartete gespannt. Endlich wandte sie sich gegen eine, in das Freie führende Gartenthür der Außenwand, klinkte das Schloß auf und trat in die Nacht hinaus.

Da packte es mich und zerrte an mir mit glühenden Zangen und als sie vorwärts schritt, stand ich neben ihr und flüsterte:

„Margreth!“

„Jesus, wem is da?“ zuckte das arme Geschöpf zusammen.

„Ik bün't!“ „De Student!“ flüsterte ich hastig — und wirr durcheinander: „Hör mi Margreth, hör mi!“

„Wat wüllt Se? Laten Se mi!“ wehrte sie ab und wollte sich entfernen.

„Bliv hier Margreth! De Wagen is anspannt, ik fohr glik af, aber seggen mut ik et di! Ik kan't nich helpen. Du hest mi't andahn“ — — —

Sie lies mich nicht ausreden, wehrte schaudernd mit den Händen ab und entfloh. Aber ich war rasch an ihrer Seite.

„Ik weet allens von Johannes, flüsterte ich eindringlich. Ik hew se beide belauscht in de Gorn in't Wirthshus, fröher as du. Abers glov mi — se is schuld — he nich, — se het em't inredt, se het em upstachelt!“

„Ach, wenn't wahr wär!“ sagte das Kind, mein Liebeswerben vergessend.

Denn wie ein hülfloses Kind stand sie vor mir und stöhnte weinend aus ihrem gepreßten Herzen.

„Wat weet's Du! Vertell mi!“ fügte sie dann drängend und ihre Thränen trocknend hinzu, indem sie die förmliche Anrede in ein vertrauliches „Du“ verwandelte, bei dessen Klang ich vor Wonne erbebte.

Ich erzählte. Meine Liebe und mein Mitleid legten mir tausend versöhnende Worte für Johannes in den Mund.

Ach! Sie sollte, sie mußte ja glücklich werden, dachte ich in meinem Knabensinn. mich selbst vergessend und nur noch erfüllt von dem süßen Gefühl, ihr durch Theilnahme und Vertrauen näher gerückt zu sein.

So standen wir lange. Sie hörte gespannt, aber regungslos zu. Plötzlich faßte sie meine Hand, — denn der Braune wieherte vom Hofe herüber und wir hörten Geräusch.

„Verlat mi,“ flüsterte sie ängstlich und wandte sich. Aber ich ging nicht. Die Augenblicke drängten. Nun, nun, mußte es geschehen!

„Hör mi, Margreth,“ sagte ich mit fliegendem Athem und fortgerissen von bisher zurückgedrängter Leidenschaft und Liebe zu dem durch meinen Ton aufgeschreckten Mädchen.

„Ik hev ken Recht an di anners, as dat ik di lev hev, al lev har, as du hüt Morgen in de Stuv kemst! — — Kumm, giv mi en Affschiedskuß! — Ik war immer an di denken und denk du, dat du en Brober hest, de di gud is. Ik bün di vun Harten gud, min söte Margreth! — — — Kumm, min lütt Diern. — —“

Und sie wehrte es nicht. Durch die Nacht glänzten wunderbare Sterne, die die funkelnden Lichter am Firmament beschämten. Zärtliche

Mädchenarme schlugen sich um meinen Nacken und als ob ein Stein sich von meinem Herzen ablöste, so war mir, als diese süßen Schwesterlippen auf meinem Munde brannten und ihr Athem über mein Antlitz flog.

Und abermals und noch einmal duldete sie meine Zärtlichkeit und erwiederte sie. Das gemeinsame Leid, — mein Mitleid und ihr Mitleid, — diese Schwestern der Liebe — waren das Band, das uns auf Augenblicke umschlungen hielt.

„Lev wul, min lütt Jung! — — — Veelen Dank!“ — — flüsterte sie endlich unter Thränen, schob mich fort und enteilte in's Dunkel.

Ich ließ sie und fuhr berauscht von Liebesschmerz und Wonne durch die schwellende Nacht meinem Ziele zu. —

Es vergingen noch viele schleichende Jahre, bis Margreth's Bild endlich verblaßte. Ich habe sie nie wiedergesehen.

XXI.

Eine ganz „fürtreffliche“ Einrichtung würde mir erscheinen, gnädige Frau, wenn man nach der Einsegnung vor dem Altar und nach dem üblichen Hochzeitsdiner mit der Devise „an solchen Tagen darf es nicht darauf ankommen,“ — irgendwo, etwa in Bozen, in Neapel, Häringsdorf, Interlaken oder in der Lüneburger Haide glückliche Flitterwochen verlebte und dann, bei der weiteren Ausübung des ehelichen Verhältnisses, getrennte Wohnungen, womöglich in verschiedenen Städten, bezöge. Wie zufriedenstellend und glücklich würden — wenn jeder Partner dieser Societät getrennt lebte, — in Zukunft die Ehen sein! Es ist eine ganz veraltete, schlechte Sitte, daß man nach dem Genuß der Flitterwochen noch zusammenbleibt, weil dieses Zusammleben fast immer Unzufriedenheit und allerlei Enttäuschungen hervorruft.

Man würde die alte Sehnsucht im Herzen bewahren, alle die erträumten und gemeiniglich

ersterbenden Eigenschaften des geliebten Gegenstandes weiter voraussetzen können, und einen Zustand des Glückes sich „erhalten," den man theuer genug erkauft, dem man seine Freiheit geopfert hat. Wir zerstören uns durch das Zusammenleben mit rauher Hand alle Ideale, ohne welche doch das vom Himmel für uns bestellte aber leider weder prä- noch postnumerando bezahlte Pensionat auf dieser Erde unerträglich ist.

Freundlich und vertrauensvoll würden wir die uns während der Verlobungszeit angegebenen Entschuldigungsgründe weiter glauben.

Laura's veränderliche Stimmung rührt von einem Kopfweh her. Ihre Suppe ist nur deßhalb angebrannt, weil sie an dich, mein Freund, beim Kochen gedacht hat. Sie kleidet sich „etwas" unvernünftig kostbar, um *dir* zu gefallen. Für sich ist sie sonst so *einfach*, so einfach, daß alle ihre Freundinnen fast darüber spötteln, was sie aber gar nicht genirt, weil es doch viel besser ist, die einfachen Kleider bezahlen zu können, als die langen Schleppen schuldig zu bleiben, wie, zum Beispiel, nun wie — — u. s. w.

Ihren Fächer hat sie verloren, ihr Opernglas vergessen, den zerrissenen Saum am Kleide zu nähen unterlassen, weil sie sich in verliebter Zer-

streuung befunden hat. Sie verspätet sich zehnmal am Tage, weil sie an der Aussteuer arbeitet und nicht plötzlich abbrechen konnte. Sie ist nur deßhalb mitunter eigensinnig, zänkisch, lieblos und voll Widerspruch, weil sie eine kleine, gewiß verzeihliche (!) Eifersucht plagte. Nur deßhalb hat sie sich so spät Morgens erhoben und ist noch nicht sichtbar, weil sie, — mit ihren Gedanken während der Nacht bei dir, — erst gegen Frühmorgen einschlief; und nur deßhalb begehrt sie so oft Vergnügungen, Theater, Bälle und Concerte zu besuchen, weil sie mit ihrem Glück (mit dir!) ausschließlich und ungestört von den übrigen, allein sein will, und weil sie endlich alle übrigen, wie des Teufels Pferdefuß, während der Verlobung hervorguckenden Fehler „wirklich“ nicht besitzt, aber „heute gar nicht weiß, wie ihr eigentlich ist.“

Alle die hoffnungsvollen und beseligenden Stunden, in denen die Briefe erwartet und gelesen werden, blieben uns erhalten. Alle die beglückenden Tage des Wiedersehens nach langer oder zeitweiliger Trennung blieben ein frisches Reis an dem Glücksbaum des Daseins. Die neuen Toiletten könnte der Gatte jedesmal bewundern, ohne die Vorqualen „der Schneiderinnen im Hause“ mit durchzumachen. Wäsche- und

Reinmachetage wären für ihn Fremdworte und die Folgen aller jener Verdrießlichkeiten des alltäglichen Lebens, gelegentliches Schelten, Poltern oder gar Thürzuschlagen blieben Laura's Ohren fremd.

Wie lange könnten ihre Gardinen „ohne den fatalen Tabacksrauch“ sitzen und nie, nie brauchte sie mit dem Essen auf ihn zu warten, weil er eben niemals kommen würde. Sie könnte jeden Tag die Suppe versalzen und selbst ausrufen: Der Fisch ist ja nicht frisch! — Es fehlt Senf auf dem Tisch! Ist denn kein Salz da? Das frische Wasser ist wieder vergessen! Zum Donner — — – ! das Bratenmesser ist wieder nicht geschärft! — und er könnte um vier Uhr Morgens nach Hause kommen, ohne daß die zweifelhaft lieblichen Laute ihrer Stimme noch einmal vor'm Einschlafen an sein Ohr schlügen! —

Die „Kinder“ wären geeigneten Personen zu übergeben. Da eine besondere Klasse für diesen Zweck erst ausgebildet werden müßte, so würde mein Vorschlag vielleicht in Ueberlegung zu ziehen sein, einstweilen Vormünder, Konkursverwalter und Massenkuratoren damit zu betrauen.

Etwaige Weigerung derselben, diese Kinder-Verwaltungen zu übernehmen, und namentlich die

eminenten Mutterpflichten im ersten Jahre zu besorgen, könnten durch ein Zwangsgesetz beseitigt werden. Man würde diesem Stande einfach einen derartigen gesetzlichen Pflichtzoll auflegen, ihn officiell den „Nährstand“ taufen und damit — basta.

Wollen Sie meine Vorschläge einmal in ruhige Ueberlegung ziehen, gnädige Frau?

XXII.

Es ist durchaus kein Aberglaube, daß wir Glückstage haben, gnädige Frau, oder von dem Gegentheil verfolgt werden. Mitunter gelingt uns Alles, — unser Glücksstern leuchtet, — während an einem anderen Tage uns unser Selbstvertrauen und unsere Fähigkeiten im Stich lassen.

Man kann bisweilen die sonst geläufigsten Dinge, die man schon in der Kindheit gelernt hat, nicht ausführen, z. B. ein Stück Papier mit einer Scheere grade beschneiden; die Einladung zu einer Tasse Thee oft nur mit häufigen Aenderungen abfassen und eine Seite Ausgaben nicht richtig summiren. Und ein andermal hilft uns unsere bloße „Divination“ über Schwierigkeiten hinweg, für die unter normalen Verhältnissen weder unser Wissen noch Können ausreicht.

Und wie viele Ungeschicklichkeitstage haben wir im Jahre zu verzeichnen!

Wir beginnen Morgens mit dem Umwerfen des Milchtopfes, bei welchem Fall stets mit

rührender Uebereinstimmung ausgerufen wird: „O weh! Milch giebt Flecke!“ und ein bedauerndes Zungenschnalzen erfolgt.

Mit dem Saucefleck auf dem reinen Tischtuch, (es ist immer grade dann ein sauberes Tischtuch und der übliche Ausdruck lautet: „Nun war eben das reine Tischtuch aufgedeckt!“) fahren wir fort, um beim Aufschrauben der Lampe mit einem springenden Cylinder Abends den Schluß zu machen.

Bei diesem Fall hat man dann zu sagen: „Das ist nun schon der dritte in dieser Woche!“ und sich zu entfernen, um bei einer anderen Petroleum-Lampe eine Anleihe zu machen.

An unseren Glückstagen halten wir, ohne es zu wissen, auch in unserem Thun die weise Mitte. Wir reden und handeln bei dem gegebenen Fall nicht zu viel und nicht zu wenig, während wir an Unglückstagen durch ein einziges Wort das ganze Gebäude bisher berechtigter Erwartungen umwerfen, wenn wir es auch nicht selbst gleich merken.

In dem „Kismeth“ der Muhamedaner liegt etwas Bequemes. Ueberhaupt war der Gründer dieser Religion ein kluger Mensch, denn er schrieb nicht diese entsetzlich rauhen Tugenden, nicht diese ascetische Widersinnigkeit der Weltverachtung, nicht

diese halsbrecherischen Luftballonversuche, „hienieden schon Braut oder Bräutigam des himmlischen Christus zu werden,“ auf seine Koranblätter, wie wir, sondern rechnete mit möglichen Faktoren.

Zufolge dieser praktischen Religion giebt es heute noch einhundertsiebzig Millionen Bekenner des Islam auf der Welt, die die Aussicht haben, wenigstens ein durchaus glückseliges Leben im „Jenseits“ zu führen und etwa wie ein unverheiratheter Gardelieutenant zu leben, während uns bekanntlich der berühmte „Schooß Abraham's“ winkt, in welchem ich wenigstens nicht das Aequivalent für die Entsagung aller irdischen Genüsse finden kann. Man müßte in diese „posada“ doch wenigstens sein eigenes Betttuch und Kopfkissen mitbringen dürfen!

Ich sitze, — glaube ich, — denn doch lieber in der Judengasse in Frankfurt oder in einem Palaste derjenigen, die daher gekommen. —

An die verlockende Erlaubniß Muhamed's zu erinnern, zufolge der wir an mehreren Frauenherzen zugleich unseren Weltschmerz ausweinen dürfen, will ich unterlassen! Ich finde es in der Praxis unmoralisch und kostspielig!

Leben Sie wohl und verzeihen Sie diese Abschweifung!

XXIII.

Nichts verabscheuen Sie so sehr, wie einen Rausch gnädige Frau? Ohne Ihnen näher treten zu wollen, — dann haben Sie noch niemals einen gehabt! — — — —

„Trinken“ ist ein Hochzeits-Fest mit der süßen, zärtlichen Traube! Aber wenn die Flitterstunden vorüber sind, dann kommen allerdings die Nachwehen — ganz wie in der Ehe! Sehen Sie, — so müssen Sie sich die Sache denken! Und das wird Ihnen als legitime „Gattin“ nicht schwer werden.

Sie sind ungerecht! Was liegt alles im Rausche?

Im Rausche überspringen wir Hecken und Gräben, Thäler und Berge; — ja ganze Landschaften mit Flüssen und Meeren überschreiten wir mit Sieben-Meilenstiefeln, die wir plötzlich an den Füßen haben! Und Alles lacht um uns her! — Die Vögel singen, — die Blumen blühen, — im Walde rauscht es wundersam! Kälte verwandelt

sich in warme, schmeichelnde Sommerluft! — Unsere ängstlichen Gedanken sind fortgeweht. Die Gegenwart ist da! Die Gegenwart ist wunderschön! Die Vergangenheit verschwimmt in weiter, weiter Ferne. Ein Nebel verhüllt sie, und nur noch einige Streifen als sichere Anknüpfungspunkte für eine lachend-goldene Zukunft ziehen wir aus ihr hinüber!

Und gingen die Menschen noch vor wenigen Stunden mit Wolfs- und Fuchsgesichtern einher, — nun haben sie sich alle entpuppt. Das waren nur Masken! Eine lustige, bewegliche, gutgeartete, harmlose, — ganz vortreffliche Menschensorte umgiebt uns. Die schrecklich nüchterne Binde ist von unseren Augen gezogen. Laß dich umarmen Freund, dich, den ich — o Unrecht! mit Katzenaugen umhergehen sah! Treue und Zuverlässigkeit leuchtet aus deinen Blicken! Komm! trink mit mir! Mit diesem feuerquellenden Naß sei unser Bund geschlossen! — — —

Wenn Sie gesagt hätten: „Wegen Nichts bemitleide ich die Männer so sehr, als wegen dieses Erwachens aus einem holdseligen Traum!“ Das wäre freundlich-gerecht gewesen! Das hätte Ihrem guten Herzen Ehre gemacht!

Ein Rausch, ja: — ist wachendes Träumen!

Da übt Morpheus im Frack und Tanzschuhen seine Herrschaft aus, statt im Schlafrock und Pantoffeln! Da steht ein Jüngling mit Flügeln vor uns, — nicht der beschwingte Greis!

Denn merken Sie wohl auf, gnädige Frau! Der Rausch ist nur in entarteten Naturen eine häßlich riechende Blüthe! Sobald die moussirenden Düfte des Weines in ein edles Haupt emporsteigen, da knospet und blüht es wundersam, und aus diesen Knospen und Blüthen strömt ein süßer Athem!

Und nun muß ich Ihnen eine vertrauliche Mittheilung machen! Dies alles, was ich Ihnen soeben gesagt habe, ist ganz wie bei einem wohlüberlegten Sekundaner-Aufsatz nur die Einleitung zu dem eigentlichen Thema dieses Briefes. Ich wollte Ihnen beweisen, daß wir ohne den Rausch gar nicht leben können. Weder die Männer, noch die Frauen, bis zur Jungfrau und zum Jüngling zurück und bis zum Greise und zum Mütterchen abwärts gerechnet! Also auch Sie nicht, gnädige Frau!

Erinnern Sie sich des entzückenden Rausches der Hoffnungen Ihrer Mädchenjahre?

Da war Alles umflossen von einem leuchtenden Heiligenschein! Was Sie hofften, war schon eine Wahrheit, — eine Thatsache!

Er bat auf dem Balle bereits zum dritten Male um einen Tanz, denn nun endlich sollte der Cotillon gewalzt werden.

Die vorübergeflogenen .Stunden hatten schon einige der frischen Blumen in Ihrem Handbouquet entblättert; der künstliche Rosenknospenzweig war auf Ihre Schulter herabgeglitten. Die weißen Handschuhe, die Ihre rosigen Fingerknöchel bedeckten, hatten just an diesen Punkten schon jenen dunkleren Hauch der Abendbälle, — ein Knopf am Handgelenk war sogar abgesprungen — ein Stückchen abgetretener Schleppe hatten Sie schon hastig im Nebenzimmer aufgesteckt, — die neuen Tanzschuhe drückten nicht mehr. — — — — Sie waren im vollen seligen Genießen! Die Musik ertönte. Nun flogen Sie mit ihm davon! Und dann kam „Ihr" Rausch, als sie zusammen in der Ecke plauderten und dann am meisten redeten, — wenn Sie beide — „schwiegen" und das war Ihr Rausch, als sie sich — wie magnetisch angezogen, — gegenseitig in die Augen schauten.

Es giebt keine beredtere Sprache, als jene stumme, und doch wünschten Sie etwas aus seinem Munde zu hören. Und er sagte es. Er sagte es mit jenem bangen Zaudern, mit jener Zurückhaltung, die doch noch tausend Zweifel läßt und

deßhalb und grade deßhalb so — berauscht! — Wie klopfte Ihr Herz! Ja! trunken waren Sie von Wonne und Hoffnung!

Bisweilen, — aber selten, — wirkt der süße Taumel solcher Wahnbilder noch einige Tage nach! Das ist ein specielles Göttergeschenk!

Und schauen Sie sich sonst in der Welt um!

Da ist der Sonnabendrausch der Kinder mit der Vorfreude auf den Sonntag. Der Weihnachts-rausch mit der Aussicht auf den holden Müßig-gang unter dem Tannenbaum! Und später kommen die Berauschungen des Ehrgeizes in Schule und Leben!

Jede unserer Hoffnungen ist ein Rausch, — auch unsere „Freude!"

Die Blindheit über uns selbst ist ein Rausch!

In diesem Rausche befindet sich die ganze lustige und ernsthafte Welt! Theoretisch seciren wir wohl unsere Fehler, als ob wir Geistesärzte wären. In der Praxis leben wir im Rausche!

Jene weißschultrige Phryne steht vor dem goldenen Spiegel und durchlebt den Rausch ihrer Schönheits-Einbildung. Jener hochgestirnte Faust durchblättert die Seiten, auf die er seinen Geist eingegraben hat und durchlebt die Berauschung eigener Bewunderung. Dem Staatsmann duftet

aus der öffentlichen ergebenen Presse die Schmeichelei entgegen und begierig berauscht er sich an den Wohlgerüchen seiner eingebildeten Genialität!

Der Spekulant opfert bereitwillig von dem gewonnenen Glück einen Theil der Geselligkeit, und während beim üppigen Mahle der schwellende „Bauch“ des Gastfreundes Worte der Anerkennung spricht, hält Jener es für die Töne des Herzens und durchlebt den Rausch befriedigter Eitelkeit.

Feldherrn und Krieger berauschen sich in der Schlacht. Mit der tödtlichen Wunde am Boden liegend, schwingt der Reitersmann noch im Kriegesrausch die Fahne. Und wenn ihn nun mit eisernen Klammern die tödtlichen Schmerzen an's Krankenlager fesseln, draußen aber plötzlich der Frühling an's Fenster pocht und endlich, — in warmen Nächten, — die Nachtigall sehnsüchtig flötet — dann überfällt den Sterbenden der Rausch der „Lebenssehnsucht!“

Nur der eine Gedanke an eine „schöne“ Welt draußen beherrscht ihn! Komm Freiheit, Leben! Entzückende Bilder steigen vor ihm auf — — und in dem Rausche vergißt er sogar die brennende Pein, die seine Brust durchwühlt. — —

Der Künstler braucht den Rausch der Begeisterung des Schaffens.

Die Leinewand ist nackt und todt, aber im Pinsel ist Leben! Nein, auch im Pinsel ist kein Leben.

Nur der berauschte Schönheitssinn führt die Hand und aus Farben entstehen Gebilde und diese — athmen und leben.

Der Applaus der Menge berauscht den Schauspieler vor den Lampen! Welches Glück!

Wenn einer jener Vielen in solchen Momenten den Rausch abschütteln würde und zu sich sprechen:

„Die Töne, die zu dir hinaufdringen, sind nichts weiter — als auch nur ein — Rausch, — nicht einmal das, — nur ein Zufall, — nur das Echo einer Gallerielaune“! — — — Wehe dem Nüchternen!

Unbekannte Länder durchforschen, der Sage, der Geschichte, den Wissenschaften des Himmels und der Erde nachspüren, ist auch ein Rausch! „Wozu das alles?“

Steht ein Bote, der den Dank der Welt bringt, ungeduldig pochend vor der Thür? Nein! Gewiß nicht! Bricht die Erdrinde auseinander, wenn dieses, jenes unerforscht bleibt? Bis heute nicht! Stürzt ein Planet vom Himmel herab? — —

Ach nein! Wenn du's nicht thust, geschieht's von einem Anderen, — und wenn nicht, — was ist dann weiter? Wird die Bläue des Himmels sich entfärben!? Verbleichen die Rosenfarben der Abendröthe deßhalb rascher? Fort mit dieser Nüchternheit! Wir brauchen den Rausch zum Erkennen! Nur mit ihm stürmen wir die Besten der Wissenschaft. Nur im Forschungsrausche, nur im Rausche des Thatendranges dringen wir an den Nordpol, durchbrechen wir den Isthmus, der zwei Weltmeere trennt!

Den Rausch braucht der glattrasirte Kaufmann, der zur Börse eilt und in dessen unbeweglichem Gesicht das deutsche Reichsmarkwährungszeichen eingegraben ist. — Seine Kombinationen sind sein Rausch. — Es brauchen ihn die Reichen, denen die Genüsse des Lebens in vollen Schüsseln servirt werden, — die Fürsten, — die Könige, — die Priester selbst, wenn sie sich zu der Verkörperung der Glaubens-Idee, zu Gott emporwenden und seinen Segen herabflehen!

O Rausch der Hoffnungen, welchen Segen hast du schon gestiftet! Du hilfst mit dem scheußlichen Weibe „Noth," mit der zudringlichen Quälhexe „Sorge" kämpfen, — ja, sie oft überwinden,

du triumphirst über Hunger und Krankheit, — du verhütest tausend Selbstmorde!! —

Ich lebe in dem Rausche des Wahnes, daß Sie, gnädige Frau, nicht jedesmal beim Lesen meiner Briefe einschlafen werden! O lassen Sie auch mir dieses süße Wahnbild!

XXIV.

Heute bin ich in einer kratzbürstigen Stimmung, gnädige Frau!

Ich hatte mir ein Krokodil gezähmt. Es konnte auf den Hinterbeinen stehen und die Marseillaise pfeifen, mit dem Bäckerkorb gehen und sich auf den Rücken legen, mit Nilpferden Fangball spielen und schnarchen, daß der kühnste Einbrecher ein Muttergespenst schwersten Kalibers vermuthete und wie besessen davon lief, um lieber anderswo (bei meinen Erzfeinden) einzubrechen und mit sämmtlichem Silberzeug und Sparcassenbüchern davonzurennen. —

Nun ist das Krokodil todt! Es war ein Nachkomme von dem Lingg'schen alten Krokodil in Singapur!

„O! Ihr Direktoren aller zoologischen Gärten, wie hat mir das Leid gethan! Weinet mit mir!“

Ganz recht, wie Sie gestern sagten! Es giebt Augenblicke, in denen Einem die ganze Welt wie eine zugebundene Krucke (ich weiß nicht: „wird Krucke mit einem ck oder mit einem k geschrieben,“

— gleichviel!) oder wie ein, mit einem Brett zugenageltes Fenster erscheint!

Alles ist farblos und wenn man sich auf's Grübeln legt, „was Einem wohl Spaß machen würde," — ich bin in solchen Stimmungen schon auf die sonderbarsten Dinge gerathen und habe überlegt, ob ich wohl lieber ein junges Mädchen geworden wäre, oder ein Waldgott oder Waldkater, oder eine Makrele mit dem freien Spielraum eines ganzen Weltmeers — nirgend ist nur der geringste Lichtpunkt zu entdecken.

Alles schwarzgrau und grau in schwarz! So eine richtige Photographenstimmung! —

Wenn die ganze Erde plötzlich zu einem Herculanum und Pompeji würde, — Sie erinnern sich doch, gnädige Frau, welches Malheur diese Städte hatten, weil sie sich nicht in die Leipziger Feuerversicherungsgesellschaft oder in die „Union" in London eingekauft hatten! — es wäre Einem vollkommen gleichgültig.

In dieser Stimmung setzt Einen auch nichts in Verwunderung.

Wenn die selig verstorbene Königin Pomare von Otaheiti plötzlich in Nachtjacke und Inexpreßiblen vor Einem erscheinen und mit einer Verbeugung ihre Visitenkarte überreichen würde,

man würde weder über den Besuch noch über das Costüm erstaunen

Während nun gemeiniglich behauptet wird, daß solche Melancholie aus dem Magen stamme, suchte ein mir befreundeter Naturwissenschaftler nachzuweisen, daß dieser Zustand seine Ursache im Blute habe, indem der in demselben umherschwimmende (und demnächst auch mit Zoll zu belegende) Zucker sich plötzlich in Salz verwandle und unser Geist, als unzertrennlich von dem Körper, nun denselben abscheulichen Geschmack auf der Zunge empfinde, als wenn wir selbst versehentlich diese ungleichartigen Genüsse verwechselt hätten und die üblichen Grimassen schnitten.

Ich will glauben, gnädige Frau, daß diese Erklärung richtig ist und bitte Sie dringend, dasselbe zu thun.

Aber obgleich derartige moralische kalte Fieber nicht zu den Annehmlichkeiten gehören, so ist doch solche innere Zerstörung unserer Illusionen nicht zu vergleichen mit den Einzel-Qualen, die wir bei anderen Gelegenheiten empfinden!

Ich will einmal hören, ob wir derselben Ansicht sind und in unseren Abneigungen übereinstimmen. Beginnen wir mit dem Fürchterlichsten, „mit drückenden Stiefeln.“ —

O drückende Stiefel!

Ein weicher Morgenschuh erscheint Einem wie ein „Rettungsboot," wenn man auf einem untergehenden, brennenden Dampfschiff im großen Ocean grade seine Seele Gott empfiehlt, — was nämlich auch eine etwas peinliche Situation sein soll.

Dann giebt es eine gewisse Sorte von unerträglichen Menschen, denen man absolut auf der Straße nicht ausbiegen kann.

Man würde gerne das Opfer bringen, „einen halbstündigen Umweg zu machen," wenn man nur dem Anblick ihrer Physiognomie entgehen könnte.

Unmöglich! Plötzlich tauchen sie um eine Ecke. Entrinnen ist undenkbar!

Man zittert vor dem Augenblick, wo der gegenseitige Gruß erfolgen wird!

Ja! gnädige Frau! Ich hasse selten, aber wenn mich meine Idiosynkrasie erfaßt, dann hasse ich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe!

Ich kenne einen Assessor, dem ich stets begegnen muß.

Ich glaube, wenn ich mir Morgens vier Uhr irgendwo einen Platz in einer russischen Schaukel miethete, er würde im Moment des Einsteigens an meiner Seite sein!

Unausstehlich ist mir der Mensch mit diesem aufgeputzteten Selbstbewußtsein und den Chorburschenmanieren, die er nicht abstreifen kann.

Er geht immer noch mit dem Cerevis umher; — die Welt ist noch immer eine Bierkneipe und die Menschen sind alle noch Füchse, die den Senior anstaunen, der Abends seine fünfundzwanzig Schoppen „Echtes" trinkt!

Ich habe mir nun vorgenommen, den Herrn Assessor beim nächsten Male anzureden und ihm Folgendes zu sagen:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, die Frage, ob es Ihnen vielleicht Recht ist, daß wir den Grüßcomment wieder aufgeben. Wir kennen uns ja nur von einem einzigen Souper, nach dessen Schluß Sie den „Trompeter von Speier" mit Klavierbegleitung zum Besten gaben — oder richtiger „zu singen versuchten!" — — Meinen Sie aber, daß es für unser Seelenheil durchaus nothwendig ist, jedesmal bei Begegnung den Hut zu lüften, gestatten Sie mir, Ihnen „Knigge's Umgang mit Menschen" (gebunden) zusenden zu dürfen, in welchem ausdrücklich vorgeschrieben ist, daß gebildete Menschen sich zu gleicher Zeit grüßen und von ihrer Laune nicht die „Form", — den

„Ausdruck“ der Höflichkeit abhängig machen und namentlich strenge meiden, „sich grüßen zu lassen!“

Sollte der Herr Assessor grob werden, dann wird meine Seele einen ausgelassenen Cancan tanzen, daß endlich der Augenblick gekommen ist, um das Pulver meines negativen Reichenbach'schen „Od's“ abzufeuern!

Dann giebt es noch eine wahrhafte Folter auf dieser Erde.

Das ist Kindergeschrei, wenn man an seinem Schreibtisch sitzt.

Unter mir in einer Parterre-Wohnung schreit bei geöffneten Fenstern ein Balg täglich sechs Stunden, um die Lungen auszubilden oder der Mutter bei Zeiten „den Umfang einmal übernommener Pflichten deutlich zu machen“ Es ist, als ob man todtgekitzelt werden solle!

O, großer Walter Scott! Wie habe ich dich bewundert, als ich einst las, du habest deine sämmtlichen unsterblichen Bücher im Kindergewühl niedergeschrieben!

Sollte der berühmte Begründer der historischen Romane nicht taub gewesen sein, gnädige Frau!?

Kindergeschrei versetzt jeden meiner Nerven in convulsivische Zuckungen.

Wie brennende Feuerwerksfrösche sausen die kreischenden Töne durch mein Gehirn!

Ich fühle die ganze Niederträchtigkeit des Daseins und oft zähle ich hastig meinen Besitz, ob er reiche, um sofort nach Patagonien oder irgendsonst wohin abzureisen.

Gebet.

(Abends und Morgens zu beten).

„Ich danke dir, lieber Gott, daß du, als du „meinen Erdenklos formtest und den Berufs„stempel draufdrücktest, davon absahst, mich „zu einer „Kinderfrau“ zu machen!“

„Lasse mir auch, — wenn du weitere „Wanderungen durch die Tempel deines „Riesenbaues mit mir vorhast, — später „keinen solchen Beruf zu Theil werden.

„Mache mich lieber zu einem gesunden „Partikulier, der seine Güter vortheilhaft „verpachten kann und schenke mir ein langes, „angenehmes, durch keinerlei Trübsal gestörtes „Leben! Auf daß es mir wohlergehe und ich „immer dicker werde auf Erden! Amen!“

Ferner habe ich anzuführen, daß ein unerwartet fehlender Hemdknopf im Stande ist, meine Geduld bis auf die Nagelprobe zu erschöpfen.

Ein fehlender Hemdknopf ist schlimmer, als die Enttäuschung bei der Eröffnung eines Erbschaft-Testamentes, macht den besten Schafskopf zur Hyäne und flößt Abneigung gegen Wäscherinnen und Ehefrauen ein, die fast unheilbar ist!

Ein fehlender Hemdknopf tödtet die reinsten Freuden, die süßeste Erwartungsstimmung. Der dann nöthige „Umzug“ eines anderen Hemdes ist fürchterlicher, als der mit einem Wohnungswechsel verbundene!

Wenn ich zum Schluß noch anführe, gnädige Frau, welchen grausamen Streich uns das Schicksal spielt, wenn wir eine Tintenflasche aufmachen und uns ausnahmslos die Finger beschmutzen, entweder, indem die Flasche beim Herausziehen des Pfropfens „Fontänennatur“ an den Tag legt, oder die an dem Stöpsel hängenden Tintentropfen über unsere blaugeaderte Hand gleiten, — dann, gnädige Frau, werden Sie mit mir ausrufen:

Bei Tintenklex und Stiefelpein,
Beim Hemdenknopf und Kinderschrei'n!
Ha, welche Lust ein Mensch zu sein!

XXV.

Ingrato.

Die nachfolgende Geschichte, welche ich „Ingrato“ überschrieben habe, ist nicht erfunden, gnädige Frau.

Ich habe sie aus dem Munde eines Mannes, den ich auf meinen Reisen kennen gelernt habe, dessen Vertrauen ich gewonnen und der einmal anfing, in den Erinnerungen seines Lebens zu blättern. Er ist inzwischen gestorben.

Für Dinge, die mich interessiren, habe ich ein gutes Gedächtniß, und so möchte ich fast glauben, daß ich ungefähr wörtlich hier wiederhole, was er mir erzählte.

Ob es der Mühe werth war, dies Stück aus einem Menschenleben hier wieder zu geben, weiß ich nicht. Von Mühe kann eigentlich keine Rede sein, denn es ist ja nur eine wahre Geschichte; — aber vielleicht grade deßhalb. Urtheilen Sie selbst!

Meine Mutter hatte eine Katzennatur, denn wir waren unzählige Geschwister. Das neunte bin ich und unsere Nachbarn versicherten, ich habe wie ein junger, ruppiger Staar ausgesehen, als ich auf die Welt kam. —

Dann steckte man mir einen Schlauch in den Mund, setzte die Wiege in Bewegung und ließ mich fünf Jahre werden, in welchem Alter ich mir schon selbst mein Brod verdienen sollte.

Mit meiner unschuldigen Jugend ließ man mich Handel treiben. Ich mußte auf die Gassen laufen, Veilchen und Rosensträuße verkaufen und häufig, — wenn ich Abends todtmüde und frierend auf der Steintreppe eines Gasthauses saß, — rief man mich herein, damit ich meine Künste zeige.

Ich konnte auf ebenem Fußboden „Kopfstehen“ und wie ein Hahn krähen. — Oft krähte und gackerte ich im Schlafe so täuschend, daß meine Eltern, die bettelarme Lumpensammler waren und in einem Keller wohnten, in dem sie ihr Geschäft und namentlich auch einen Kleiderhandel betrieben, glaubten, daß sich ein Federvieh zu uns verlaufen habe, sodaß dann wohl mein Vater aus dem Bette sprang, um dem künftigen Braten den Hals umzudrehen.

Denn die Ehrlichkeit ist bei den reichsten und den ärmsten Menschen am seltensten zu Hause!

Inzwischen empfing ich einigen Unterricht und wuchs heran. Jahre vergingen. —

Eines Tages hatte sich bei einem Tauschhandel ein schäbig aussehendes Buch in unseren Keller verirrt, ward achtlos bei Seite geworfen und lag lange neben einem schmutzigen Talglichtrest in der Ecke eines bestaubten Fensterwinkels.

Ich mußte damals das Haus hüten, denn ich hatte eine kranke Lunge und spuckte Blut, sodaß ich eines Abends hörte, wie mein Vater zu meiner Mutter in einem empörend gleichgültigem Tone sagte: „Es kommt nichts danach! Der Ede muß daran glauben!“

Es überlief mich ein Schauer, als ich die Worte hörte und ich vergrub mein Gesicht in mein Kopfkissen, das bald von meinen Thränen benetzt war. Aber nur für kurze Zeit.

Plötzlich schien mir der Gedanke des „Sterbens“ eine Wohlthat. Bei so vielen Geschwistern war ja die zum Himmel fliehende Knabenseele droben beim lieben Gott besser aufgehoben, als hier unten, wo ich nur Hunger, Schläge und Demüthigungen kannte, und ich schlief endlich mit der Hoffnung ein, nicht wieder zu erwachen!

Aber der Himmel hatte es anders beschlossen.

Ich fühlte mich am nächsten Morgen wesentlich besser und nach einigen gleichgültigen Fragen nach meinem Befinden ließ man mich allein und schloß die Thür hinter mir ab.

Bald erhob ich mich von meinem Bette und schwankte, – kaum des Aufrechtgehens mächtig, — umher, denn ich hatte brennenden Durst. Ich fand Wasser, und so im Vorübertaumeln, fiel mein Auge auf das bisher unbeachtete Buch.

Ich las und las und obgleich ich anfänglich wenig verstand, so hatte ich doch die Empfindung, „es sei ein wunderbares Buch, dessen Siegel sich allmälig lösen würden.“ Und so war es.

Es war ein Band von Shakespeare und namentlich war es „König Lear,“ jenes Schauspiel, von dem Heine sagt: „es sei noch entsetzlicher, als alle Schrecknisse der Zauberwelt und des Geisterreichs“, das meine Seele mit einem Gemisch von Grauen und Bewunderung erfüllte.

Als ich, – entgegen dem Prognostikon des Arztes, — meine Gesundheit wieder erlangte, wußte ich mir aus einer Leihbibliothek die übrigen Bände zu verschaffen und verschlang den Inhalt, ahnend, „daß sich das ganze Welttreiben in diesen Blättern abspiegele.“

Und es gestalteten sich im Laufe der Jahre, genährt durch das Elend meiner Jugend, so widersprechende Anschauungen in meinem Innern über gut und böse und herrschen und dienen, — daß ich eines Tages an den Knöpfen zählte, ob ich mich zu den Schurken schlagen oder ein braver Mensch werden solle! —

Ich spreche die Wahrheit, wenn es auch wie ein frivoler Scherz klingt!

Die Knöpfe riethen mir, den Pfad der Pflicht und Tugend einzuschlagen, und ich suchte dem Schicksalswink zu gehorchen, indem ich mich bei einem Advokaten als Schreiber anbot.

Ich ward angenommen, trat kurz nach meiner Konfirmation in das Bureau ein und ward einem Komptoirtyrannen unterstellt, der aussah und mindestens ebenso boshaft war wie ein brust-kranker Kakadu.

Hier blieb ich einige Jahre. Ich versah Schreiberdienste, horchte allerlei aus, holte frisches Wasser vom Hofe, präparirte Komptoirtinte aus Galläpfeln, putzte die Lampen und öffnete den Klienten die Thür. Wenn der Bureauchef nicht ein so hartherziger, schleichender Gauner gewesen wäre, hätte ich mich fast glücklich gefühlt, so aber empfand ich bald Ueberdruß, denn für meine

Pflichttreue erntete ich niemals Lob und die Folgen meiner „Ausgelassenheiten“ machten sich durch ein eisernes Lineal fühlbar, das Jener grausam und mitleidlos auf meinem Rücken handhabte. —

Eines Tages trat eine fremdaussehende Dame mit einem jungen Mädchen in's Vorzimmer und begehrte den Advokaten zu sprechen. Da dieser augenblicklich in Anspruch genommen war, folgten die Frauen meiner Aufforderung, zu warten und Platz zu nehmen.

Ich schaute versteckt hinüber.

Das junge Mädchen, ein schlankes Geschöpf, sah aus wie eine wilde Rose und der eigenartige Eindruck ihrer dunklen Schönheit erhöhte sich durch eine vielgewundene Schnur echter Perlen, die an ihrem Halse hing und an dem kleine, nervöse, alabasterne Hände ungeduldig zerrten.

So muß „Kleopatra“ als Mädchen ausgesehen haben, dachte ich, als sie mich mit verwundert-zudringlichen Augen fixirte, aber sogleich hochmüthig über mich wegglitt, wenn ich ein Gleiches versuchte. Ich wagte sie zuletzt kaum mehr anzusehen und wie in einem Zauberbann lag mein demüthiges Herz vor ihrer vornehmen Schönheit.

Als sie später das Bureau verließen, erhaschte ich noch einen Blick von ihr und wieder packte es mich mit einem mystischen Zauber, als sie mich so zudringlich anschaute und plötzlich wegsah.

Die Folge war, daß ich ihnen unbemerkt nachschlich.

„Dem Muthigen gehört die Welt,“ dachte ich, als ich am nächsten Vormittage, bestens herausgeputzt, an der Klingelschnur zog und auf die Frage, „was ich begehre,“ erklärte, daß ich ein ordentlicher Mensch sei und einen Dienst suche. Der Dienerin, die mich schon abweisen wollte, blinzelte ich zu und ehe sie noch begriff, wo ich hinaus wollte, erschien die ältere Dame auf dem Korridor, der meine dunkeläugige Kleopatra wie ein neugieriges Reh folgte.

Ich machte mein ehrlichstes Gesicht und wiederholte mein Ansuchen, indem ich noch eine Anzahl glücklich erfundener Umstände hinzufügte, welche die Herzen der drei Frauen gleichmäßig rührte, sodaß ich in der That engagirt wurde.

„Ich könne nur gleich eintreten,“ befahl Kleopatra, die, wie ich schon im Komptoir bemerkt hatte, das Kommando führte und mich offenbar sogleich wieder erkannt hatte. Anfänglich schien sie diese Beobachtung ihrer Mama mittheilen zu

wollen, — ich beurtheilte dies nach einer hastigen Bewegung, — aber sie besann sich und schwieg.

Ich war in einem wahren Taumel des Entzückens und zwar ebenso sehr über den gelungenen Erfolg meines Planes, als wegen der Aussicht, in Benigna's Nähe zu sein.

Denn so hieß das wunderliche, schöne Geschöpf.

„Wie heißt du denn eigentlich?" fragte sie mich, als ich am Nachmittage im Salon die Fenster putzte und sie, wie von ungefähr, durch die Zimmer hüpfte, plötzlich aber stehen blieb und mir zusah.

Kein Name war mir gut genug für sie; ich suchte und antwortete nicht.

„Nun!" wiederholte sie ungeduldig und schüttelte den Kopf, daß die schwarzen Flechten wie Eichkätzchen über ihre Schultern kletterten.

„Nun, wie heißt du!?"

„Jago!" sagte ich dann rasch, denn ich hatte schon bei Shakespeare gesucht und dieser Name schien mir geeignet, ihr Interesse an meiner Person zu erhöhen.

„Jago?" — — „Mama, unser Diener heißt Jago!" rief sie verwundert lachend, riß die Thür auf und flog — wie eine Hummel zu den Sonnenblumen, — hinaus.

Ich hörte, wie ihr ihre Mutter den Ungestüm

verwies, aber auch wie wenig Eindruck dies auf Benigna machte, die sogleich ein spanisches Ritornell aus ihrer Wunderkehle erklingen ließ.

Einige Tage später hielt sie an, als sie mich im Garten beim Blumenpflücken beschäftigt fand. Und als ob unser neuliches Gespräch erst eben abgebrochen sei, fragte sie:

„Hieß denn dein Vater auch Jago!?"

Ich bejahte und erzählte ihr eine lange, romantische Geschichte, sodaß sie ganz verloren mir zuhörte.

Während ich aber gleichzeitig die Blumen schnitt und nun im zerstreuten Handeln eine Kamellie mit unzähligen unaufgebrochenen Knospen brach, riß sie in ungeduldigem Zorn meinen Arm heftig zurück und rief: „Was thust du doch, du picaro *)!?"

Gleichzeitig aber erhob sich dieselbe Hand und ich wich kaum einem Schlage aus!

Als sie nun meinem sprühenden Blicke begegnete, legte sich ein unendlich hochmüthiger Ausdruck auf ihre Lippen und während sie wie eine Gebieterin über Tod und Leben davonschritt, pfiff sie ihrem großen Hund, der mit raschen

*) Taugenichts.

Sprüngen auf sie zugeeilt kam, und den sie mit Zärtlichkeiten überhäufte.

Dies ließ doppelt wilden Groll in mir aufsteigen und schon wollte ich ihr nacheilen und die Blumen vor die Füße werfen (ja, was schwirrte nicht sonst noch alles durch mein aufgeregtes Gehirn!) — — als ich mich zu meinem Glück besann und meinen Empfindungen Zügel anlegte.

Ich überlegte, daß ich einen Verweis verdient habe und mich bei diesem leidenschaftlichen Geschöpf an heftigere Ausdrücke des Unwillens gewöhnen müsse, wenn ich in ihrer Nähe bleiben wolle.

Als ich nach Beendigung meiner Arbeit im Garten die Treppe zur Wohnung emporstieg, kam sie in Begleitung ihres Hundes mir entgegen und hielt erstaunt inne, als ich, — in einem mir selbst unbewußten Gemisch von Beschämung und Stolz, — ohne die Mütze zu lüften, — an ihr vorüberschreiten wollte.

„Du grüßt ja nicht!“ sagte sie und sah so übermüthig-schön aus, daß ich ihr am liebsten um den Hals gefallen wäre, um sie unter Küssen zu prügeln.

„Ich bin ein picaro! und deßhalb grüßte ich nicht,“ — — sagte ich leise und demüthig und

ohne Aufblicken, denn jenes sonderbare machtlose Gefühl beschlich mich nun wieder in ihrer Nähe.

Als ich dann aber aufblickte, schaute sie mich erstaunt an, lächelte eigenthümlich, aber nicht unfreundlich, schüttelte nach ihrer Art den Kopf und ging, ohne etwas Weiteres zu reden, die Treppe hinab.

Als sie die unterste und ich die oberste Stufe erreicht hatte, sodaß unsere Blicke sich noch erreichen konnten, wandte ich mich zögernd um; auch sie war stehen geblieben und schaute mir nach.

„Du!“ rief sie nun laut empor.

„Gnädiges Fräulein!?“

„Ich habe der Mama gesagt, daß ich den Kamellienzweig gebrochen habe; — also —“ —

„Komm Chico!“ hörte ich sie dann noch sagen, und wir trennten uns, während ich dankbar meinen Kopf neigte.

Seit jenem Tage hätte ich für sie durch Feuer und Wasser gehen können und meine Liebe für sie veredelte mich so, daß ich während meiner Freistunden nicht mehr wie sonst auf die Gasse nach Abenteuern lief, sondern mich zu Hause hielt, vielerlei Nützliches trieb und mich fortzubilden suchte.

Es war mir genug, wenn ich nur in ihrer Nähe sein durfte, und ich kam mir stets wie ver-

zaubert vor, wenn sie an mir vorüberschritt. Wenn sie mich aber rief, stockte das Blut in meinem Herzen, und dunkle Röthe goß sich über mein Angesicht aus.

Ein Jahr war verstrichen, und dann kam der Tag, an welchem meine junge Gebieterin die erste Kommunion empfangen sollte.

Benigna trat nun in den Kreis der Erwachsenen ein, und wirklich sagte sie an dem Nachmittage des feierlichen Tages, als sie in ihrem langen Kleide wie ein schwarzer Schwan an mir vorüberrauschte: „Ich bin jetzt konfirmirt, Jago! Ich werde fortan die Theater besuchen! — Ich gehe auf Bälle und mit Mama Carmen (so nannte sie ihre Mutter stets) in Gesellschaften! Du wirst eine Livrée erhalten, mußt Abends auf der Treppe warten und den Kutschenschlag aufmachen! Da wirst du Vieles sehen!“

„Das ist lustig, — wie!?“

Wie so viele Menschen, besaß ich mehr Empfindlichkeit wie Selbstbewußtsein und ich fühlte meinen Stolz verletzt, obgleich ich doch nur ein Diener war, zu dessen Obliegenheiten das gehörte, was mir Benigna in Aussicht stellte.

Ich schwieg also.

„Nun, was soll's wieder!?“ rief sie und stampfte mit ihren kleinen Füßen, als der Eindruck, den sie erwartet hatte, ausblieb. —

Ich trat wie erstaunt zurück und sah sie groß an, obgleich mich ihre Heftigkeit gar nicht überraschte, mir auch eher lieb, als verletzend war.

„Ja! Ich ärgere mich, daß du so oft wie ein Klotz dastehst und die Menschen anglotzest! — Du wirst nie ein guter Diener werden!“ —

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sich zu dem Zorn der Enttäuschung eine unendliche Traurigkeit gesellte.

Also so wenig verstand sie mich! So gering achtete sie mich und mein Thun, daß ihre bisherige Güte nur eine Laune gewesen, daß ich in ihren Augen nichts anderes war, nichts mehr als ein „dienendes Subjekt“, das brauchbar war — und blieb, oder unbrauchbar — und fortgeschickt wurde!

Es kam ihr nicht einmal der Gedanke, daß ich eine andere Rolle in der Welt spielen möchte, als mit Abendmantel, Gummischuhen und Regenschirm im Theaterflur warten!

O! wie empfand ich in diesem Augenblick den Unterschied unserer Lebensstellung.

Statt mich aber zu bescheiden und die Dinge

einstweilen zu nehmen wie sie waren, antwortete ich spitz und trotzig und legte einen Ausdruck hinein, der nur zu sehr meine schlechte Erziehung bewies.

„Wie!? Du willst uns verlassen, nachdem Mama Carmen so viel für dich gethan hat!? Pfui! — ingrato*)!!“ —

Sie zuckte vornehm mit den Achseln, warf verächtlich die Oberlippe empor, würdigte mich keines Blickes und wollte davon eilen. —

Und da war es mir, als ob ein eiserner Hammer gegen mein Herz schlüge, als ob eine Schleuse in meinem Kopf plötzlich durchbrochen sei und Feuerfluthen durch mein Gehirn rauschten.

Ich lief ihr nach und kniete nieder.

„O! verzeiht!“ rief ich stürmisch und suchte ihre Hand zu küssen.

Und jenes feine Parfüm, mit dem diese vornehmen Geschöpfe geboren zu sein scheinen, entströmte ihrem Gewande und berauschte mich.

„Gerade, weil ich mein ganzes Leben Ihr Sklave — nicht Ihr Diener sein möchte und mich doch so entsetzlich elend fühle, — deßhalb möchte ich Ihr Haus wieder verlassen!“ —

*) Undankbarer.

Und von unterdrückter Qual übermannt, fielen Thränen auf die kleine, weiße Hand.

In demselben Augenblick kam Chico herangesprungen, — stürmte an uns empor, bellte und schmeichelte und leckte abwechselnd unsere Hände und ihre Wangen, als ob es keinen Unterschied gäbe zwischen dem stolzen, vornehmen Kinde und dem in dem Staube knienden Knecht.

Sie aber faßte zornig das Thier und schleuderte es bei Seite, während sie mich, ohne mich eines Blickes zu würdigen, stehen ließ und an mir vorüberschritt, als ob ich ein unverständlicher Narr sei.

Seit jenem Tage veränderte sich aber meine Stellung im Hause auf's Vortheilhafteste.

Die reichlichen Lebensverhältnisse der Familie hatten sich durch eine Erbschaft noch wesentlich verbessert.

Nach beendigter Trauer ward eine Vergnügungsreise beschlossen und ich hatte mich so unentbehrlich gemacht, daß ich ganz selbstredend alle Vorbereitungen treffen und die Damen begleiten mußte.

Wir waren über achtzehn Monate unterwegs, besuchten Brüssel, Paris und London, durchstreiften

das lachende Italien und die mit Naturreizen so verschwenderisch ausgestattete Schweiz und kehrten endlich voll Ungeduld, die Hôtelzimmer mit unserm häuslichen Komfort zu vertauschen, nach H. zurück.

Ich hatte nun ein gutes Stück Welt gesehen! Es hatten sich Bilder vor mir aufgerollt, die ich bisher nur geahnt, und voll Empfänglichkeit für alle neuen Eindrücke fühlte ich, daß ich ein anderer Mensch geworden sei.

Wie hatten sich in dieser kurzen Wanderzeit meine Anschauungen, — wie hatten sich meine Kenntnisse erweitert! Durch eine wahrhaft rührende Güte und Rücksicht Benigna's war mir überall so viel freie Zeit geblieben, daß mein Auge nicht nur alles irgend Sehenswerthe gestreift, sondern wirklich kennen gelernt hatte. — —

Frau Carmen hatte vor den Thoren der Stadt eine idyllisch belegene Villa mit Garten, Treibhäusern und Stallungen gemiethet und während unserer Abwesenheit auf das Glänzendste einrichten lassen. Namentlich war auch durch Vervollständigung des Mobiliars, das Benigna ausgesucht hatte und das die kostbarsten Seltenheiten umfaßte, ein so origineller, komfortabler Luxus geschaffen, daß unsere Bekannte unser Haus nicht genug rühmen und bewundern konnten.

Man musicirte, lachte, tanzte und vergaß die ganze übrige Welt bei kleinen lustigen Diners und Abendgesellschaften.

Mama Carmen schwelgte in behaglichem und sorglosem Nichtsthun und Benigna, die sich inzwischen zusehends entwickelte, kannte bei ihrem regen Interesse für Alles kaum das Wort „Langeweile“.

Schon damals, als ich in's Haus kam, lösten sich verschiedene Lehrer ab, die sie in Sprachen, Musik und allerlei Wissenschaften unterrichten mußten, wobei es dann aber auch vorkam, daß sie Alle fortschickte, um zeitweilig ihren Fleiß und ihr Interesse auf einen einzigen, ganz abliegenden Gegenstand zu richten. So hatte sie einmal eine Marotte, ein Vogelhaus in ihrem Zimmer einzurichten. Ein andermal saß sie täglich zu Pferde und nahm Reitunterricht, oder trocknete selbst gesammelte Blumen, die sie zu Sträußen vereinigte und aufklebte, womit sie dann halbe Tage verbrachte.

Sie verstand alles und trieb alles mit einer gewissen, selbstbewußten Keckheit. Ja, sie schien bald über den Dingen und Verhältnissen zu stehen und diese „sich“ anzupassen und zu beherrschen. Sie war der Meister!

Aber alles mußte rasch gehen, oder sich wenigstens ohne Widerstand vollziehen.

Wenn ein neues Kleid nicht paßte, dann schlüpfte sie in eins ihrer einfarbigen Hauskleider, und wußte nun durch eine glücklich angebrachte Schleife oder eine Blume im Haar oder vor der Brust, das einfachste Costüm so zu verschönern, daß man voll Verwunderung die rasche Verwandlung anstaunte.

O! Wie bestrickend schön war sie oft, wenn sie aus ihrem Zimmer trat und nach eifrigem Thun rothe Rosen auf ihrem dunklen Teint emporgeblüht waren. Ich stand dann sprachlos vor ihrer zauberhaften Erscheinung und wenn sie in solchem Augenblick befohlen hätte:

„Kniee nieder, Jago! Dein rothes Blut will ich sehen. Hier ist der Dolch — Halte still“ — ich hätte mich, wie einst Abraham's Sohn, auf den Opferaltar ihrer Mädchenlaune gelegt und wäre unter seligem Jauchzen für sie gestorben!

Nach einem lebhaften Winter, — reich an geselligen Abwechslungen, — war es wieder Frühling geworden, als eines Tages ein Besuch in unser Haus kam, der Benigna's ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen schien. —

Es war dies ein junger Portugiese, der sich ein Jahr in H. aufhalten wollte und dazu eine besondere Veranlassung in dem Umstande fand, daß er ein, wenn auch entfernter Verwandter meiner Gebieterinnen war. —

Was die Natur diesem jungen Manne an geistigen Vorzügen verliehen, hatte sie seiner äußeren Erscheinung versagt.

Ich hatte in Paris bei irgend einer Gelegenheit ein Gemälde von „Voltaire" gesehen und wurde beim ersten Anblick unseres Gastes an dieses lebhaft erinnert. Don Federigo glich in der That dem berühmten Franzosen mit der sarkastischen Physiognomie, und ich traute ihm nicht. Zudem flößte mir der Anblick seiner schmutzigdunklen Augen und die langen, gelben, behaarten Hände einen Widerwillen ein, den ich vergeblich zu bekämpfen suchte. Und doch, — wenn er sprach oder lächelte, hatte seine leutselige und einschmeichelnde Art, — oder, wenn er eifrig wurde, seine überlegene Klugheit etwas so Anziehendes, daß man das Unvortheilhafte des Eindruckes vergaß.

Sein Kommen gab Veranlassung, daß mich Frau Carmen, trotz der vorgerückten Saison, beauftragte, ein gewähltes Diner herzurichten, zu

dem Einladungen fast an sämmtliche Freunde des Hauses ergingen.

Am Morgen dieses Tages begab ich mich in den Garten, um frisches Grün und Blumen abzuschneiden, mit denen die Zimmer und der Speisetisch geschmückt werden sollten.

Es war dies eine Beschäftigung, die mir ausschließlich oblag, denn Benigna hatte mich schon kurz nach meinem Eintritt in das Haus wegen meines guten Geschmackes belobt, und es schien in der Folge unmöglich, daß ein Bouquet oder nur ein Sträußchen gebunden ward, das nicht durch meine Hände gegangen war.

Als ich in das Innere des Treibhauses trat, blieb ich wie gebannt vor dem Anblick stehen, der sich mir bot.

Hoch oben auf den Blumentreppen standen in langen Reihen Schaaren weißer Azaleen, die erst in der vergangenen Nacht aufgebrochen waren. Auf dem wundervollsten, sattesten Grün lagen die Blumen wie frisch gefallener Schnee und das Ganze athmete eine so entzückende Naturunschuld, daß das Geräusch meiner Schritte mir in der Nähe dieses unberührten, stillblühenden Winkels wie eine Entweihung erschien.

Dazu duftete es in dem Raume stark und

beängstigend, als ob sterbende Blumengeister ihn erfüllten. —

Fast in der Mitte aber, hoch über allen, ragte eine einzelne, rothe Kamellie, wie eine vollbusige Libussa hervor und wiegte ihr stolzes Haupt über den ernst schweigenden Schwestern. „Lindo, lindissimo!“*) hörte ich jetzt eine Stimme hinter mir rufen.

Ich wandte mich um.

Es war Benigna.

Sie hatte ein weißes, durchsichtiges Gewand an und ihr Haar schmückte eine einzige weiße Rose, — ein frühgeborenes Kind, — das ihr der Gärtner in's Zimmer gestellt hatte.

War es eine Blumenfee, die erschienen war, um nach ihren träumenden Gespielinnen zu schauen?

Wie sie so dastand, — verloren in dem Anblick, der sich ihr plötzlich geboten hatte, — erschien sie mir wie ein überirdisches Geschöpf und das blauschwarze Haar, glatt an Haupt und Schläfe sich anschmiegend, erhöhte den Zauber ihrer mädchenhaften Erscheinung.

„Lindo! Mui lindo“! glitt nochmals über ihre Lippen.

---

*) Schön, herrlich.

In den Momenten der Freude oder Erregung flocht sie häufig spanische Worte ein, wie denn das tiefer liegende Gefühl oft nach einem besonderen Ausdruck ringt.

„Pflücke nichts, Jago!“ fügte sie dann hastig hinzu, als ich eine Bewegung machte. „Nicht eine darf gebrochen werden! Mama Carmen muß das sehen! Und unsere Gäste heute Mittag —

Nun, was ist wieder!?“ fuhr sie auf, als ich, statt zu antworten, mich höflich verneigte und mich entfernen wollte.

„Nichts, gnädiges Fräulein!“ erwiderte ich rasch. „Ich hörte Ihre Befehle! Und zudem stand ich noch unter dem überraschenden Eindruck der schönen Gruppe dort oben! — Es ging mir wie dem gnädigen Fräulein! Ich vergaß einen Augenblick, wo ich war und was ich wollte!“ — — .

„Ja!“ sagte sie, wie zerstreut mir zuhörend, — „du hast Schönheitssinn, Jago! — Du bist überhaupt ein braver Junge und — — —

Sie hielt inne, schaute mich an und streckte die Hand aus, die ich ehrfurchtsvoll berührte.

Plötzlich aber nahm sie wieder den alten Ton an und fügte nach einer Pause wie gewaltsam hinzu:

„Nun, wie gefällt dir denn Don Federigo?“ und legte auf das Wort „Don“, wie mir schien, einen halb spöttischen Ton.

Ich zuckte die Achseln und machte, statt eine Antwort zu geben, eine höflich-fragende Bewegung.

„Nun, ich will es! — Antworte!“ drängte sie ungeduldig.

„Wohlan denn, gnädiges Fräulein, er gefällt mir ganz und gar nicht“, sagte ich und sah ihr offen in's Angesicht.

Aber sie wurde nicht heftig, oder nur unwillig, wie ich es erwartet hatte, da ich etwas zu tadeln mir erlaubte, was ihr offenbar gefiel.

Sie nickte nur langsam sinnend und ging.

Aber noch einmal blieb sie stehen und kehrte in demselben langsamen Schritt zurück, als ob sie sich auf das besonnen habe, was sie nun sagen wollte, das aber doch nur wie der Anhauch eines Gedankens klang.

„So, also ganz und gar nicht!? — — — — Natürlich!

Und nun heftete sie jenen eigenthümlichen, neugierig fragenden, fast zudringlichen Blick auf mich, der mich in dem Advokatenbureau einst völlig verwirrte schüttelte den Kopf und sagte mit vorwurfsvollem Ton in der Stimme, aber

zugleich mit einer bezaubernden Beimischung von Freundlichkeit und Güte:

„Wirst du thörichter Mensch denn niemals vernünftig werden?!“

Und dann glitt ich mit gebogenem Knie nieder an ihrer Elfengestalt und bedeckte, wie damals, die abwehrende Hand mit leidenschaftlichen Küssen.

„Geh dort!“ sagte sie nach einem stummen Augenblick ernst und wies nach dem Ausgang, während sie, langsamen Schrittes, in der entgegengesetzten Richtung das Treibhaus verließ.

An demselben Nachmittage begab sich, nach aufgehobener Tafel, die Gesellschaft in den Garten. Mir wurde aufgetragen, für den Kaffee zu sorgen, den die Gäste auf dem Balkon vor dem Hause einnehmen wollten. —

Mama Carmen zog sich auch heute für eine Weile in ihre Gemächer zurück, befahl mir aber vorher in ungewöhnlich eindringlicher Weise, für ein vorzügliches Getränk zu sorgen.

„Mein Neffe, Don Federigo, ist sehr eigen! — Hörst du, Jago!“

Ich hörte und verstand. — —

Nach dem Kaffee wollte man einen Ausflug machen. Ich hatte Wagen bestellen müssen, in denen die Damen Platz nehmen sollten, während mehrere der Herren die Gesellschaft zu Pferde begleiten wollten. Zu diesen gehörte Don Federigo, der ein leidenschaftlicher Reiter war, so daß er sich während seines vorübergehenden Aufenthaltes mit Pferden und Stallknecht versehen hatte.

Alles verlief nach dem vorgeschriebenen Programm.

Die Reitknechte erschienen mit den Pferden, die Wagen fuhren vor, Alle nahmen ihren Platz. Nur Don Federigo, der Mama Carmen den Arm geboten hatte und noch plaudernd am Kutschenschlage stand, war noch nicht im Sattel.

Ich hatte trotz umsichtiger Beschäftigung jede Bewegung des Portugiesen verfolgt, aber selbst bei Tisch, wo Benigna, zum Entsetzen ihrer Mama, wohl einmal ihren Vetter mit einem Bonbonpapierkügelchen bewarf, nichts bemerkt, was auf ein näheres Verständniß zwischen Beiden hindeutete.

Das Mädchen glich einem vorwärtsdrängenden, rauschenden Quell, der Alles mit sich fortriß.

Sie neckte in ihrer fröhlich-übermüthigen Ausgelassenheit Jeden, der sich mit ihr unterhielt, war aber als Wirthin gegen Alle gleich liebens-

würdig und um so anziehender, da sie nie eine bestimmte Grenze überschritt, weil eine gewisse vornehme Würde selbst ihrer Lebhaftigkeit Grenzen steckte.

Aber jetzt!

Don Federigo trat an Benigna's Wagen, warf offenbar ein Witzwort zu ihr hinüber und begehrte etwas.

Ich sah sie in ihrer gewohnten Lebendigkeit antworten, vermochte aber aus der Entfernung nicht zu deuten, worum es sich handelte.

Endlich, — fast unbemerkt, — beugte sie sich zu ihm hinüber und löste eine rothe, prachtvolle Kamellie von ihrer Brust, die sie ihm überreichte und die er triumphirend ins Knopfloch steckte.

Er dankte lebhaft, lief mit raschem Schritt an den ungeduldig scharrenden Fuchs, schwang sich in den Sattel, grüßte noch einmal zu ihr hinüber, — gab das Zeichen zum Aufbruch und sauste nun wie der Sturmwind im Galopp dem Zuge voraus.

Ich lief in das Treibhaus.

Die brennende, stolze Libussa war gebrochen!

Es gab nur einen Ort auf der Welt, wo sie hingehörte.

Es war Benigna's Brust!

In meinem Innern gährte ein Brand von Unruhe und Eifersucht!

So, dachte ich, muß einst Orestes zu Muthe gewesen sein, von dem ich gelesen, daß sich die Furien unbarmherzig an seine Fersen hefteten und ihn mit Todesqualen verfolgten, ohne ihn zu tödten!

Ich sank vor dem Blumen-Altar nieder, vergrub mein Angesicht in meine Hände und schloß die Augen.

Plötzlich stand das enge Gemach unseres schmutzigen Keller's vor mir, und ich sah alle die hundert schäbigen, abgenutzten Gegenstände, — diese unabweisbaren Begleiter meiner elenden Jugend, — deutlich vor mir.

Ich sah mich als Blumen-Verkäufer auf den Gassen und eine mitleidige Hand, die ein Geldstück in meine bettelnden Hände gleiten ließ.

Dann war ich wieder bei dem Advokaten. Benigna trat ein und blickte mich an mit den schönen, zudringlichen Augen. Ich sah die Klingel wieder vor mir, die an jenem Morgen meine zitternde Hand erfaßte und deren Läuten ein bedeutsames Signal für mein ganzes Leben wurde.

Plötzlich hörte ich es aus den Blumen flüstern:

„Armer Enttäuschter! du rührst uns in deinem Schmerze!

Aber verzage nicht! Sieh' empor! Unerwartet erblüht das Glück, — plötzlich, wie eine Blume! Halte fest und vergiß es nie: daß, wenn wir dem Schicksal grollen, „unsere Wünsche unerfüllt gelassen zu haben," es oft grade am Zärtlichsten für unser Wohl bedacht war!"

Ich sah empor!

Wirklich war eben eine neue Knospe an dem Kamellienstocke aufgebrochen und leuchtete verheißend durch den allmälig dämmernden Raum. Die prophetischen Worte klangen wieder durch meine Seele und ich ging wie ein geläuterter Mensch aus den heiligen Räumen, in denen ich meinen Schmerz ausgeweint hatte. —

Geläutert?

Hatte mein unruhiges, thörichtes Herz sich wirklich gedemüthigt und besänftigt?

Eines Morgens schickte mich Frau Carmen auf's Dach, weil Pacheco, ihr Papagei, entflohen war.

Man stieg eine bequeme Treppe zur Dachöffnung empor und befand sich dann auf der Plattform des Hauses, von der man eine ent-

zückende Aussicht auf die Stadt und Umgegend genießen konnte.

Ich war in meiner Mission nicht glücklich, denn dem Thiere, das sich sonst hatte ohne Mühe greifen lassen, waren die Flügel gewachsen und es sehnte sich nach jener Freiheit, die nur Enttäuschungen bereiten konnte. Wenn ich ihn zu haben glaubte, hüpfte oder flog er geschickt von mir weg und alle Mühen waren bisher vergeblich gewesen, wenn er gleich das flache Dach nicht verließ. —

Da bei den Versuchen, ihn zu fangen, eine geraume Zeit verstrichen war, so überraschte es mich nicht, als plötzlich Benigna's Kopf in der Dachöffnung erschien und sie mir ungeduldig zurief: „ich möge die Jagd nur einstellen; — ich sei ungeschickt, — sie werde ihn selbst locken und einfangen!“ — So von ihr getadelt, verdoppelte ich, trotz ihres Verbotes, meinen Eifer, bis sie durch meine Ungeschicklichkeit gereizt, mir nochmals befahl, inne zu halten.

„Geh'!“ sagte sie kurz und begann das Thier selbst zu locken.

Pacheco stutzte in der That, als er die bekannte Stimme vernahm und ließ sie einige Schritte näher kommen, als er es mir bisher erlaubt hatte.

Aber als Benigna ihn ergreifen wollte, ja, schon seine Flügel erfaßte, biß er sie so heftig in den Finger, daß sie ihn mit einem lauten Schmerzensschrei wieder freigeben mußte.

Er flog unbehüflich auf und setzte sich nun auf die entgegengesetzte Seite der Plattform.

Jetzt begann ein so wildes Jagen, daß ich, der ich in höflicher Rücksicht zurückgeblieben war, mir Einwendungen erlaubte. Ich bat sie, den Vogel eine Weile in Ruhe zu lassen, da er bereits so scheu und ängstlich geworden sei, daß er sich zuletzt gar nicht würde fangen lassen.

„Schweig'!" sagte sie, „aber tummle dich und hole mir von Mama Carmen den Ketscher!"

Ich flog hinab und brachte das Gewünschte, indem ich zugleich bestellte, „daß Mama Carmen ihr Vorsicht empfehle und es lieber sähe, wenn sie mir den Fang überlassen wolle."

„Schon gut!" erwiederte sie, nahm mir den Ketscher aus der Hand und setzte mit diesem ihre Versuche fort.

Die ganze Plattform war mit einem Gitter umzogen und nur an einer Stelle, wo der Schornstein emporstieg, war ein freier Raum gelassen. Wie es schien, war ursprünglich von hier aus eine

Treppe auf das tiefer liegende Dach eines mäßig-hohen Nebengebäudes unserer Villa beabsichtigt.

Ich folgte Benigna, die nun dem Vogel mit größerer Ruhe und Vorsicht nachging, in geringer Entfernung, um ihr das Thier beim etwaigen Ausbiegen zuzujagen.

Aber jetzt schien Pacheco es darauf abgesehen zu haben, die schöne Jägerin besonders zu foppen, denn er flog just vor ihr auf, wenn sie seiner habhaft zu werden vermeinte, und so gelangten wir allmälig auch an den erwähnten offenen Raum, auf den der Vogel zuhüpfte. —

Ich warnte Benigna, als sie dem Thiere jetzt wieder hastiger folgte, aber sie hörte nicht, und dann, — dann — — —

Wie es so gekommen ist, ich kann es selbst nicht sagen. Aber plötzlich sah ich sie mit dem Ketscher weit ausholen, den Vogel mit einem häßlichen Schrei über der Brüstung in der Tiefe verschwinden und Benigna sich so weit hinüberbeugen, daß ich sie nur durch einen raschen Zusprung und mit einem mir heute noch unbegreiflich-sicheren Griff am Kleide, — ohne daß sie mich selbst mit hinabzog, — vor einem tödtlichen Sturz in die Tiefe bewahrte!!

Bei der Heftigkeit und Macht der Bewegung

war ich in die Knie gesunken. Sie fiel rückwärts zu mir und ihre Flechten schlugen über meine Wangen. Für einen Moment ruhte sie in meinen Armen.

Wie aber ihr süßer Athem mein Antlitz streifte, da ergriff mich ein wahnsinniger Taumel und ich preßte sie an mich und erdrückte sie fast unter meinen leidenschaftlichen Küssen, sodaß sie wild und hülferufend aufschrie, bis es hell und schreckhaft über die Dächer scholl.

„Ich rettete Dir das Leben, — —“ rief ich mit stockender Stimme und Feuergluth jagte durch meine verwirrten Sinne. —

Aber ich sprach nicht weiter.

In demselben Moment riß sie sich empor und ich sah sie wie ein Pantherthier auf mich losstürzen. Und ehe ich abwehren oder entfliehen konnte, fühlte ich einen furchtbaren Schlag mit dem eisernen Ketscherstock auf meinen Wangen und wieder und wieder und so blitzschnell auf meinem Haupt, daß ich ohnmächtig zusammenbrach und die Besinnung verlor.

So rächte sie das Brandmal, das ich auf ihr reines Antlitz gedrückt hatte!

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Meine Eltern waren lange gestorben.

Als sie einst auf die Welt gekommen waren, hatte man auch zu ihrer Geburt Glückswünsche abgestattet und als sie in ihrem Keller saßen und hungerten, — wie oft hatte ich da meine Mutter seufzen hören: „Ich wollte, ich wäre todt und alles hätte ein Ende!"

Welch' entsetzliche Ironie liegt in unsrem Schicksal!

Wie viele sorgende Gedanken, wache Nächte, Wünsche und Gebete, Entbehrungen und Demüthigungen kleben an dem Wachsthum und der Entwicklung eines Menschen und wenn nun endlich ein sorgfältig, oft künstlich gepflegter Stamm emporgeschossen ist, der den Stürmen des Lebens trotzen könnte, dann fliegt eine tückische Kugel pfeifend durch die Luft und bohrt sich tödtlich in sein Herz.

Meinen Eltern war freilich wohl!

Meine Geschwister waren zerstreut oder gestorben. Einigen ging es gut, einige waren brav

geworden, andere waren in dem großen, wilden Wirrwarr des Lebens verschwunden und ihre Spuren — vielleicht zum Glück für die Rechtschaffenen, — verwischt und verweht.

Seit mehreren Jahren lebte ich bereits in Paris. Mit eisernem Fleiß und zähester Ausdauer hatte ich nachgeholt, was mir noch fehlte und bekleidete nun eine einträgliche Stellung in einem großen Handlungshaus.

Ich war pflichtgetreu und genoß unbedingtes Vertrauen, hatte die Bekanntschaft angesehener und einflußreicher Menschen gemacht, die mich nach allen Richtungen zu fördern suchten und hatte Anwartschaft, vielleicht dereinst Socius in diesem Hause zu werden und dann ein Endziel zu erreichen, durch welches die kühnsten Hoffnungen meiner Jugendjahre in Erfüllung gehen sollten.

Als ich eines Abends in meinem Zimmer in der Rue — alte Papiere durchsuchte, fiel mir die Copie eines Briefes in die Hand, den ich an Benigna gerichtet hatte, nachdem ich zufolge jener Scene in einem fremden Hause wieder erwacht war und fand, daß ich, unter Beifügung einer erheblichen Geldsumme, meinen Abschied erhalten hatte. Neben der Copie lagen zwei Karten, die meine

noch von der Krankheit zitternden Hände damals hastig erfaßt hatten.

Auf der einen standen unter dem gedruckten Namen:

Carmelita de Vegas y Rivas

die Worte:

„Beifolgende Banknoten sind Ihr Eigenthum. Ihr Engagement ist gelöst!“

Auf der anderen aber, die ich derzeit mit meinen Thränen benetzte:

Benigna de Vegas.

„Dank und Verzeihung!“

Gewährte sie Verzeihung oder erbat sie Verzeihung? — — —

Aber alles beschwichtigt die eilende, heilende Zeit! —

Mein Brief an Benigna lautete folgendermaßen:

Gütige Herrin!

Sie haben Ihrem Hunde Chico oft erlaubt, an Ihnen emporzuspringen und um Ihre Gunst zu schmeicheln. Wenn Sie Grund hatten, zu zürnen, kroch er zu Ihnen heran und Sie legten Ihre Hand versöhnend auf seinen Kopf und streichelten ihn.

Die Verzeihung, die Sie dem „Thiere“ gewährten, gewähren Sie auch einem armen Menschen, der nichts auf der Welt sein Eigen nennt, als seine Armuth und die harten Kämpfe mit sich selbst.

Denn weil keine bereiten und fähigen Hände es während seiner Knabenjahre übernehmen konnten, seine Erziehung zu leiten, mußte das Leben seine Lehrmeisterin sein, um ihm nach vielerlei Prüfungen die Anwartschaft zu geben, in den Kreis der Rechtschaffenen und Gebildeten einzutreten!

Ja! Nur die „Anwartschaft“ ist schon ein schweres Ringen, wenn das Kind des Lumpensammlers aus dem Keller in's Leben tritt ohne alle Vorbedingungen für eine ehrenhafte Existenz, — ohne Fürsprache, — wohl aber behaftet mit dem Kainszeichen des schmutzigen Proletariats, das in Lumpen geht und hungert.

In unsere Wohnung verirrte sich einst ein zerrissenes Buch! — Es war ein Band von Shakespeare, dessen halbverstandenen Inhalt ich verschlang.

Aber es trieb mich, weiter zu forschen in dieser Weltbibel und alles, was sich an Herzensbildung, Verstandesthätigkeit und Energie bei mir später vorfand, ward durch diese Lektüre in mir geweckt.

Ich mußte mich mit einer Lüge in Ihr Haus schleichen.

Meine Erzählungen waren Märchen. Mein Name war erlogen. —

Aber von dem Augenblick, in welchem ich in Ihre Dienste trat, siegte mein besseres Ich und ich hatte den Triumph, daß man dem verlassenen, fast ausgestoßenen Fremden Vertrauen schenkte und daß er es „verdiente.“

„Verdiente,“ bis die noch nicht ausgedampfte Leidenschaft, — ein schreckliches Ueberbleibsel aus der Kellerwohnung — ihn noch einmal wie ein Feuerbrand fortriß und seine Seele erfaßte, so erfaßte, daß, — o seltsame Erscheinung! — neben einer guten, menschlichen That zugleich eine Sünde emporschlug und das mühsam erstrittene Glück und die Errungenschaft der durch Pflichttreue gesühnten Lüge mit einem Schlage vernichtete.

Ich schäme mich nicht meines Gefühls, aber ich schäme mich, daß ich keine Gewalt über mich hatte und „Vertrauen“ mit „Mißbrauch des Vertrauens“ lohnte.

O! verzeihen Sie mir! Und glauben Sie gütige Herrin, daß ich nicht bin ein „ingrato.“

Jago.

Auf diesen Brief erfolgte nie eine Antwort. Ich hatte auch keine erwartet. — —

Die Familie war schon aus H. fort, als ich nach langem Krankenlager wieder ausgehen und Erkundigungen einziehen konnte.

Was ich erfuhr, war wenig.

Benigna hatte sich mit Don Federigo verlobt. Mama Carmen hatte in Folge dessen alles verkauft und war nach Lissabon übergesiedelt, wo meine junge Herrin den Portugiesen geheirathet hatte.

Aber auch diesen Aufenthalt hatten sie nach nicht langer Zeit mit einem anderen vertauscht, da Don Federigo als Gesandtschafts-Attaché seinen Wohnort wechseln mußte.

Einmal kam mir die Nachricht, Benigna habe sich von ihrem Gatten getrennt und lebe in Paris.

Ich setzte alles in Bewegung, um in Erfahrung zu bringen, ob sich dies bestätige.

Lange war ich in meinen Nachforschungen nicht glücklich, bis ein Zufall mich noch einmal mit diesem wilden, holdseligen Geschöpf in Berührung brachte.

Es ist das eine lange, schmerzliche Geschichte — — von Enttäuschung, Verbitterung und jahrelangem Herzeleid.

Nur das Ende will ich diesmal hier erzählen, wenn mir auch bei der Erinnerung noch heute mein Herz stockt.

Und doch ist es etwas ganz Alltägliches, ja sogar etwas, dem kein Menschenkind auf dieser Welt entgehen kann, so alltäglich, daß die eilende Zeit ohne Umschau darüber hinwegfliegt, so alltäglich, daß die übrige Menschheit kaum einmal hinhorcht, — so alltäglich, daß das herabfallende Geräusch einiger Schaufeln Erde auf einen Sarg und wimmerndes Schluchzen zweier Menschen, die zurückblieben und Benigna geliebt hatten, nichts weiter war, als etwa ein ängstlicher Vogelschrei, der über der brausenden Weltstadt in den Lüften erscholl und verklang. — — —

Mein Freund machte eine Pause und starrte wie abwesend vor sich hin, ehe er fortfuhr.

Als er geendet hatte, war die Stunde weit über Mitternacht gerückt, und wir trennten uns mit stummem Händedruck.

Einige Tage später besuchte ich ihn auf seinen Wunsch in seiner Wohnung.

Als ich in sein Zimmer trat, sprang er hastig von seinem Schreibtisch auf.

„Sehen Sie hier!“ sagte er ohne Uebergang

und führte mich an ein großes, prachtvolles Medaillonbild, das an der Wand hing.

Es war Benigna, deren Brustbild mich an den berühmten Stich des unbekannten Meisters: an das Portrait der Gräfin Potocka erinnerte.

Nur war die Schönheit der Spanierin noch überraschender, gebietender.

„Begreifen Sie, mein Freund, welch' ein Engel gen Himmel geflogen ist?“

„Begreifen Sie auch, was ich gelitten habe, — was ich noch leide!?“

Als ich mich niederließ und zu ihm aufschaute, erschrak ich über den hülflosen Ausdruck in seinem bleichen Antlitz, und ich sah auf seinen Wangen die Vorboten jener Krankheit, die ihn bald nachher hinwegraffte.

„Ja“, schloß er schmerzlich lächelnd, „so wie ich „ausschaue,“ so ist mir auch zu Muthe, — heute, alle Tage — wie zum Sterben! Ich kann sie nicht vergessen und wie ein Asra, — ich weiß es“, fügte er hastig resignirt hinzu, als ich eine abwehrende Bewegung machte, „wie ein Asra muß ich an dieser Liebe zu Grunde gehen.“ — — —

Als ich mich von ihm getrennt hatte und die Treppe hinab stieg, ging eine schwarzverschleierte,

tiefgebeugte Dame an mir vorüber und berührte die Klingel an seiner Wohnung.

Es war Mama Carmen.

Einst hatte er zitternd vor ihrer Thür gestanden und sie hatte ihm geöffnet und Obdach gegeben.

Und nun kam die vornehme Frau zu dem Kinde des Proletariers und begehrte viel, viel mehr, — denn sie begehrte „Trost“ für den unersetzlichen Verlust eines dahingegangenen, jungen, holden Geschöpfes, ihres einzigen Kindes. —

Einst war seine Liebe ein Verbrechen — und heute weinte sie wohl aus Rührung und voll Dankbarkeit, daß er sie so zärtlich, so über alle Maaßen geliebt hatte — —

XXVI.

Gnädige Frau!

Als ich vor vielen Jahren, bei meinen ersten Ausflügen in die Welt, auch nach Wien kam und in der Augustiner-Kirche „das Grabmahl der Erzherzogin Christine von Canova“ erblickte, beschlichen mich bei dem Anschauen dieses Kunstwerkes eigenthümliche Empfindungen. Ganz neue Gedanken stiegen in mir auf über die Bedeutung einer Menschenseele, über Leben und Sterben und die Aufgaben der Kunst.

Fast durch einen Zufall war ich in die Kirche gerathen, und als ich mich arglos nach Dingen umschaute, die mein Interesse erwecken könnten, war ich von der Meisterschaft der in das Grabgewölbe eintretenden Figur so überrascht, daß ich mich von dieser beredten Plastik nur mit Zaudern wieder zu trennen vermochte.

Es war über mich gekommen wie eine plötzliche Offenbarung, deren tiefsinnige Bedeutung erst allmälig zu klaren Vorstellungen in mir reifen könne!

War es möglich, daß einem Stein der Ausdruck von tiefem Leid, frommer Trauer, ja der Ausdruck zarten Mitfühlens, einer Figur überdies, deren Antlitz man nicht einmal sieht, „das Wesen ihres innerlichen Lebens" so überwältigend und so wahrheitsgetreu eingemeißelt werden konnte!?

Von Schmerz gebrochen und doch voll Würde geht diese fromme Erscheinung in die Todtengruft.

Ihr Schritt ist langsam, — abgemessen; — vornehm-fühlend: — fürchtet sie, schon durch ein Geräusch zu beleidigen. — Auf ihren Schultern liegt schweres Leid; stilles Ergeben kämpft mit kaum verhaltenen Thränen. — Das alles sieht, empfindet man. Wäre es ein menschliches Wesen, wir würden sie einem Engel vergleichen, der als Leidtragender herabgestiegen sei!

Und das ist die Aufgabe der Kunst, die immer das Höchste dann leistet, wenn sie die größte Naturwahrheit auch wahrhaft poetisch zu gestalten vermochte!

Sie kennen die Jericho-Blumen, gnädige Frau, die man in's Wasser legt und die sich allmälig entfalten und ausquellen, bis das erschlossene Geheimniß endlich als volle Blüthe auf dem Stengel prangt.

So war es plötzlich auch in mir hell geworden

So brach auch in mir bei dem Anschauen des Kunstwerkes die schlummernde Knospe zu der Blüthe des Verständnisses auf!

Wo immer, — in der Plastik, — in der Malerei — auf der Bühne, — bedarf der wahre Künstler keiner Claque und keiner feilen Beifalls-Kritik, denn den einfachsten Naturmenschen überzeugt die „Wahrheit“ und ohne diese giebt es zwar „Künsteleien“, aber keine „Kunstleistung“!

Einer meiner Freunde suchte in meiner Heimath ein Stück Schönheit und Poesie in das Leben einzubürgern, indem er einen Verein für „Pflege der Rosenzucht“ vornehmlich vor den Hausfaçaden, zu fördern suchte.

Wirklich klettern heute um die Sommerzeit an vielen Außenwänden der Wohnhäuser reizende rothe und gelbe Rosenblüthen empor und verschönern das Heim des Bewohners!

So drängt es mich auch, mit denen mich zu vereinigen, die den Zerrbildern auf den Gebieten der Kunst den Krieg erklären und sich zugleich loszulösen bereit sind von der Bevormundung jener Kunstverständigen, die uns in ihrer Ueberbildung auf die Technik verweisen, wo auf einem Gemälde kaum oft noch eine heller beleuchtete

Nasenspitze aus dem Gemisch von Firniß und Schmutz zu erkennen ist.

Historische Forschungen wollen wir den Zünftlern gern überlassen! — Wir wollen und sollen aber Alle kunstverständig sein und schielen und horchen hinüber, um zu erfahren, wie dieser und jener Urtheils-Pächter entscheidet!

Seien wir doch nur natürlich Empfindende und nach unserer individuellen Auffassung Selbst-Urtheilende!

Wir kommen ja doch keine „Bank herauf", wie einst in den Schulzimmern, keine lobende oder tadelnde Anmerkung wird in ein Protokoll notirt, wie damals, wo uns ein frischer, fröhlicher, berechtigter Ehrgeiz trieb, den wir nun in Beifallssucht umgewandelt haben, um etwas vor Anderen zu sein und zu scheinen, was wir doch nicht sind!

Seien wir doch nicht so entsetzlich gründlich und von lauter Gründlichkeit nur noch spintisirende Kritiker, die keinen ungetrübten Genuß empfinden. Seien wir keine Hypochonder, — auch in der Kunst seien wir es nicht!

Wir haben nichts davon und werden obendrein ausgelacht.

Als junger Mensch sah ich mit stummer, wenn auch gelangweilter Scheu auf sogenannte

alte, berühmte Kunstwerke in der Malerei und dachte bei mir im Stillen:

„Weshalb du wohl hier stehen mußt und etwas schön finden, was doch gar nicht schön ist! Und warum wohl so etwas gemalt wird, wenn wir doch draußen die liebe Sonne haben und die lachende Natur, die sich in ihren Goldströmen badet und uns doch so viel tausendmal schönere Bilder vor unsere Augen zaubert!?"

Einmal war ich als Schüler mit meinem verstorbenen Großvater in einer Gemäldeausstellung.

Der Vater meiner Mutter war eine stolze Erscheinung und auf seiner hohen Stirn lagen so reife, selbstständige Gedanken und sein ganzes Wesen hatte, bei aller Güte, doch etwas so Unnahbares für mich, daß ich nie gewagt hatte, eine selbstständige Meinung zu äußern und auch heute nicht zu sagen wagte, was mir doch in allen Fingern kitzelte.

Endlich faßte ich mir ein Herz.

„Findest du viel Geschmack an den berühmten Heiligen-Bildern, die wir da oben gesehen haben!?"

„Nein, mein Junge, sagte mein Großvater und beugte sich zu mir herab und flüsterte mir in's Ohr:

„Ich nicht! du nicht! Und sie Alle nicht. Aber Keiner wagt es zu sagen!

„Aber recht so, mein Kind!“ fuhr er nach einer Pause fort — „lasse dich allezeit von deinem eigenen Gefühl leiten, wie jetzt. Es sagt dir, ebenso wie „dein Gewissen“, stets das Rechte.“

Es ist ein durchaus verkehrtes Gefühl, daß wir in eine Kunstsammlung, — in eine Gemäldegallerie, — in ein Concert, — in eine Ausstellung gehen „müssen,“ wenn wir nicht etwa „Zünftler“ sind.

Wenn wir aber gehen, die wir lediglich durch unser Interesse veranlaßt werden und die wir uns einen Kunst-Genuß verschaffen wollen, warum bleiben wir dann einen Moment länger „über die Genuß-Empfindung?“

Ich kann es nicht begreifen!

Denn, daß wir das und das als gebildete Menschen kennen müssen, das ist ja Larifari! Wo steht das geschrieben?

Daß wir auf dem Gebiet der Künste, Musik und schönen Wissenschaften über das Allgemeinwissen hinaus, noch dieses und jenes kennen lernen und

uns darüber ein Urtheil bilden, wenn die Gelegenheit winkt, ist sehr lobenswerth; — aber ist es tadelnswerth, wenn es nicht der Fall ist?

Und wer sitzt darüber zu Gericht? Doch wir selbst!

Daß wir in's Freie gehen und etwa außer an Linden, Eichen und Buchen kein Baumblatt kennen, Vögel zwitschern und singen hören und nur den Kukuk bei seinem rechten Namen nennen können, daß die Erscheinungen im Natur- und Menschenhaushalt, die Chemie des täglichen Lebens, uns meistens völlig fremd ist, — das ist gar kein Vorwurf für uns! Dieses schöne Loos, — das Produkt unserer Schulwissen-Ueberbürdung mit Unbrauchbarem und zu Vielem, — theilen wir ja Alle miteinander. Und denselben Weg gehen unsere Kinder! Diesen Mangel unserer Kenntnisse aber rügt Niemand!

Ich bin oft in Concerten und Gemäldeausstellungen gewesen und habe nur einen Theil gesehen und gehört.

Aber was ich gesehen und gehört habe, das hat mir Vergnügen gemacht.

Wenn ich es anders betrieben hätte, würden sich zu dem unausbleiblichen Kopfweh womöglich noch die Geständnisse gesellt haben:

„Eigentlich ist kein einziger Eindruck bei dir haften geblieben! Du hast weder Nutzen noch Freude gehabt!“

Auf meinen Reisen habe ich anfänglich auch die Sucht gehabt, „Alles zu sehen.“ Nein! Ich betrachte mir heute das, was mich interessirt und was mir einen Genuß bereitet!

In Paris sind meine Freunde in's Louvre gelaufen und waren entrüstet, daß ich mich häufig ausschloß.

Inzwischen durchstreifte ich die Gewölbe der Antiquitätenhändler und empfand dabei ein unbeschreibliches Vergnügen!

Ich war natürlich im Louvre. Oft. Aber für „andere Menschen“ und wegen eines unbestimmten, thörichten „Muß,“ — ohne momentane Neigung, — bin ich nicht hineingegangen. Ich bin um meiner selbst willen gegangen.

„Herrgott, was würde meine Frau sagen, wenn ich in Paris nicht die Gemälde im Louvre gesehen hätte!“ rief mein Freund.

„Nun,“ erwiederte ich, „bemerkenswerth für Ihren Mangel an Interesse für Kunstschöpfungen wäre es allerdings, wenn Sie nicht hineingingen. Ich begreife nur nicht, was Ihre Frau mit der Angelegenheit zu thun hat!? — —

Lassen Sie es doch, wenn Sie keine Lust haben! In meiner Achtung sinken Sie nicht!“ —

Sie sperren z. B. die süßflötenden Nachtigallen in Käfige in Ihr Zimmer ein und füttern sie mit Mehlwürmern! Das ist nun Ihre Passion! Nicht die meinige! Ich lasse ihnen lieber ihre Freiheit, lege mich unter einen grünen Baum und horche auf ihre sehnsüchtig-lockenden Melodien! Aber deswegen wollen wir unser Freundschafts-band nicht zernagen! —

Jeder nach seinem Geschmack! — Aber nur immer ehrlich und natürlich in allen unseren Empfindungen und Anschauungen!

Das ist die Hauptsache!

Nicht so, liebe gnädige Frau!?

XXVII.

Oft habe ich schon darüber nachgedacht, gnädige Frau, wie wir wohl konstruirt sein würden, wenn wir „rothes kaltes“ Blut hätten, wie die Fische!?

Es ist ein wesentlicher Vorzug, in einer großen Stadt zu leben, wo sich Einem Gelegenheit bietet, in die „Aquarien“ zu gehen und den Fischen sozusagen in den Leib hineinzugucken!

Man sieht genau, wie sie sich eigentlich mit allen ihren Heimlichkeiten im Wasser benehmen und welche Gemüthsaffekte sich in ihren Physiognomien ausdrücken.

Nur so kann man Studien über das Seelenleben dieser beschuppten Kreaturen machen!

Es ist Ihnen gewiß erinnerlich, wie großmütterlich-vernünftig, wie überlegen-gleichmüthig so ein alter „Brustfloßler“, z. B. ein „Barsch“ aussieht, wenn er langsam vorüberrudert.

Das ist auch begreiflich.

Diese kaltblütigen Geschöpfe werden nicht von ihren Affekten hin- und hergezerrt und zweifelsohne ertragen sie jede Widerwärtigkeit (z. B. wenn sie von einem größeren Fische verschlungen werden) mit stoischem Gleichmuth. —

Nur darf man sie nicht ihrem Element entziehen, denn wenn der aus dem Wasser gezogene Fisch zappelt, ist ihm natürlich grade so trocken in der Kehle, wie einem alten Chorburschen im fünfzehnten Semester.

Den Fischen ist dann umgekehrt zu Muthe, wie etwa uns, wenn man uns an der Schwimmleine hält und ein Dutzend Mal hintereinander untertaucht. —

Aber nun kommt die Nutzanwendung von dieser Geschichte, gnädige Frau.

Das ganze Trauerspiel, das wir hier auf der Welt erleben, rührt nur von dem „rothen warmen" Blute her. Mit „rothem kalten Blut" würde Alles anders sein! Freilich, ohne rothes warmes Blut auch keine Mutterliebe, kein Familiensinn!

Den besten Beweis liefert der Stör, der einem à ce qu'on dit zufolge ca. neun Millionen Eier legt, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, was aus all' seinen Kleinen wird, bis mitleidige Menschen sich ihrer annehmen und sie wenigstens,

— nackt und bloß wie sie sind, — in Kaviartönnchen packen!

Ja, gnädige Frau! es giebt noch gute Menschen!

Die Sinne sind bei den Fischen vorzüglich ausgebildet. Ich muß da anderweitigen Behauptungen widersprechen. Sie hören vortrefflich und ihr Tastsinn kann einen blinden Orgelspieler beschämen.

Aber mit Gemüthsaffekten geben sie sich nicht ab.

Auch das Element, in dem die Fische sich bewegen, gefällt mir gut.

Wir würden unendliche Vortheile haben, wenn wir im Wasser lebten!

Man brauchte sich Morgens im Winter nicht vor dem Kaltwasserwaschen zu scheuen und alle Fußbäder, bei denen man sich so leicht erkältet, könnten eingestellt werden.

Regenmäntel und Droschken könnten abgeschafft werden und jeder Mensch hätte sein Lebensschiff gleich bei sich!

Unsere Wohnungen wären unter dem Wasser viel weniger Gefahren ausgesetzt und keine Haushälterin brauchte mehr Staub zu wischen.

Ach! welche Perspektiven eröffnen sich, wenn man sich das ausdenkt, gnädige Frau!

Und doch! Glauben Sie mir!

Ich würde auch mit „kaltem“ rothen Blute nicht aufhören, Sie für eine der geduldigsten Briefleserinnen in beiden Hemisphären zu erklären und nicht aufhören, Sie zu „verehren“!

XXVIII.

Allerdings! Die Sache war wichtig! Die Sache? Vielleicht auch die Sache! Für mich war jedenfalls nur die Sache wichtig und mit der verhielt es sich folgendermaßen.

Seit acht Tagen waren wir bereits „durch Circular!“ angesagt, und als an besagtem Tage die „Sonne Homer's,“ die auch uns in unserem kleinen Städtchen schien, — endlich untergegangen war, eilten wir mit genügender Wichtigkeit und frisch angeknöpften Vatermördern in das Vereinslokal.

Man konnte während der Sitzung Bier trinken! Ganz wohl! Weshalb die Erwähnung? Als ob das bei den Vereinssitzungen irgend eine Rolle spielte! Aber zufällig konnte man in diesem Lokal Bier trinken!

Da war der Wattenfabrikant Helmuth, der die dritte Frau hatte, eigentlich kein Eingeborener war, wie ein unvollkommen abgebleichter Japanese

aussah und keck hinter das Ohr gescheiteltes Haar trug. Das letzte Ende, — scharf nach oben gestutzt, — sah aus, als ob es eine Scheere und einen Kamm witt're! Er war unglaublich impertinent, dieser nach hinten gekämmte kleine schwarze Büschel!

Und dann fand ich dort den dicken Rechnungsrath Weber, der aussah wie eine Kuh in Wochen und auch einen trägen Schwanz in Gestalt eines hinten heraushängenden Schnupftuches besaß. Der Rechnungsrath lebte mit seiner einzigen Schwester zusammen, die früher Guitarre gespielt hatte und noch an den Enttäuschungsschmerzen litt, die ihr der Wasserdoktor, verursachte, als er ihr im neunundzwanzigsten Jahre die Ehe versprach, aber plötzlich verschwand und nach ebensoviel Jahren schon lange unter der Erde einen Todtenkopf besaß, während sie ihn noch unter den Lebenden vermuthete. Täglich durchschaute sie den Fensterspiegel die Straße hinab und hoffte auf sein Wiedererscheinen und die Erfüllung seiner Gelübde.

Auch der Stadtbeigeordnete Kümmel war anwesend, der ein merkwürdig, spitzes Kinn zwischen hohen Vatermördern scheuerte, so daß es ganz roth und entzündet und doch so greisenhaft alt und abgestorben aussah, daß man unwillkürlich hin-

schauen mußte, weil man jeden Augenblick erwartete, daß sich irgend ein unbekannter Abnutzungsproceß vollziehen werde. —

Und nicht zu vergessen der Holz- und Steinkohlenhändler Pasch, der seinen schwarzen Bart die schönen Krümmungen von dem Ohr hinab an's Kinn und dann im Bogen querüber an die Nase als Schnurrbart auslaufen ließ und an seinen Beinkleidern, nach altehrwürdiger Art, vorne eine einzige große Klappe angeknöpft hatte die wie eine Kellerluke aussah.

Auch brauchte er entsetzlich klingende, englische Ausdrücke, dieweil er eigentlich ein halber Engländer war, indem er einmal mit einem Ochsentransportschiff von Tondern nach London gefahren war und wegen beharrlicher Seekrankheit mit ländlichen Fortsetzungen während dreitägiger Anwesenheit in einem Hotelbett der City gelegen hatte! —

Ferner war der Partikulier Haase anwesend und trank während der vierundeinhalbstündigen Sitzung e i n Glas Bier und maltraitirte den Kellner wegen „sparsam eingeschenkt“ und „Schwefelhölzchen brennen nicht“ und „machen Sie doch die Thür zu,“ — und „kein Schreibgeschirr da!?“ und „wechseln Sie mal einen Thaler“ und „laufen

Sie mal eben zu meiner Frau auf dem Grimm Nr. 40 und grüßen Sie, ich käme heute Abend nicht zum Abendbrod" und „lassen Sie doch nicht den Köter immer herein" und „geben Sie mal einen Cognac! Ach! lassen's Sie auch nur!" und so weiter und so weiter und alles für die Ehre, ihm für zwanzig Pfennige Bier einzuschenken! Der Partikulier Haase spielte auch mit drei Honoratioren der Stadt die Bratsche in einem Quartett. Das Instrument ließ er stehen und nahm nur den Bogen mit nach Hause. Er brauchte die Sachen nicht zu üben!!

Es fehlte auch nicht der Spiegelfabrikant Jemand, der einmal aus einer Bodenluke herausgefallen war, wobei ihm die Nase platt gedrückt wurde und der nun mit den stehengebliebenen weitgeöffneten Nasenlöchern aussah, als ob er zwei Reihen Augen im Kopf habe, wie ein Vierpunkt auf einem Dominostein!

Herr Jemand hatte eine Dänin zur Frau und konnte selbst dänisch reden, schwärmte für Kopenhagen und sang, wenn er betrunken war „den tappre Landsoldat," was man ihm dann verübelte und ihn hinauswarf. Ohne Fallen oder Stürzen that er es nicht.

Ganz vergessen hätte ich fast den Junggesellen.

Schreibmaterialien- und Galanteriewaarenhändler Kossack, der vorne einen riesigen Kropf unter niemals reinlichen Vorhemden verbarg. Er gab glucksende Geräusche von sich, als ob er eine Henne verschluckt habe, die nun den Ausgang am unrechten Ort erzwingen wollte. Herr Kossack hatte jeden Monat eine neue Schwefelholzdose oder ähnliches, das er auffallend hervorzog und wegsteckte, bis man fragte „Wieder eine neue Erfindung!?“ und er dann antwortete: „Fünf Dutzend weg in acht Tagen! Diese und einige sind die letzten!“

Es war ein merkwürdiger Mensch! Alle Welt erwartete, er werde am Kropf sterben. — Keineswegs! Eines Tages aber stieß er sich seinen eigenen Daumen ins Auge und so gewaltsam, daß eine Entzündung erfolgte, die Blutvergiftung nach sich zog — und seinen Tod zur Folge hatte!

Ich habe sein liebes Gesicht noch häufig später in einem Glashafen in der Anatomie in K. gesehen, denn er hatte sich und die unsichtbare Henne im Kropf, gegen Jahresrente, bereits bei Lebzeiten der Universität verkauft.

Ferner muß ich doch auch des Schulmeisters Erwähnung thun, der Raff hieß, Polkahaare und eine blaue Brille trug und sich beim Sprechen

wie ein Kriminalrichter ausdrückte. Der Schulmeister hatte seit zehn Jahren dieselbe Cigarrentasche, in der man beim Oeffnen einen angerauchten Rest erblickte, den er mit bauschigen, naßkalten, aber funkelreinen, großen Fingern hin und herdrehte und zuletzt anbrannte. Ab und zu fuhr er sich dann auch durch die Polkahaare, die gerne Theile auf einen ziemlich glänzenden Rockkragen absetzten, ohne daß der Besitzer darüber sich erregt hätte. Herr Raff hatte einen Schwiegervater, der eine Syrupfabrik in Freienwalde besaß, und das war sein größtes Unglück. Denn dieser war nicht unvermögend und zugleich freigebig. So stand er mit dem Pastor bezüglich der Gesammt-Einnahmen auf derselben Höhe, während es sich für einen Oberknabenlehrer doch schickte, daß er hin und wieder hungere, damit ihn seine Armuth demüthig mache!

Herr Raff spielte auch Schach, ließ dabei die Cigarre ausgehen und streifte sie dann sorgfältig an einer Tischecke ab, um sie in die erwähnte Tasche zu stecken, in der sie über ihr halbverkohltes Dasein nachdenken konnte. —

Herr Raff hielt auch Reden und stopfte Vögel aus, sodaß er mitunter arg nach Kampfer roch. Aber schlimmer waren noch seine Reden,

als sein Geruch und ein leises Zittern befiel mich unkundigen Vereinsmenschen, als nun die Sitzung mit einer Ansprache von Herrn Raff eröffnet wurde, der etwa zwei Dutzend anwesende Mitglieder willkommen hieß und zunächst für das Vertrauen dankte, das sich in seiner Wiederwahl zum Präsidenten des „Thierschutzvereins“ offenbare!

Ja, gnädige Frau, es war ein Thierschutzverein, der „einzige“ Verein, dem ich in meinem Leben aus Abneigung gegen Vereine angehört habe. — Es sollten die Statuten berathen werden, welche in zweiundfünfzig Thesen von Herrn Raff ausgearbeitet waren und schon einige vorbereitende Kommissionssitzungen erlebt hatten. — Vielleicht hatte sich Herr Raff bei den „zweiundfünfzig“ gedacht, daß man jeden Sonntag einen Paragraphen auswendig lernen solle, denn die Theorie schien eine große Rolle zu spielen, wenn man Mitglied sein und bleiben wollte.

Nie habe ich ein so übereinstimmend verächtliches Lächeln und bedauerliches Kopfschütteln erlebt, als wie ich gleich anfangs um das Wort bat und den Vorschlag machte, in einigen, wenigen Paragraphen etwa folgendes zu sagen:

„Der Verein heißt so und so und hat den Zweck,. der hinreichend in seinem Namen ausge-

drückt ist. Als Sekretär fungirt mit jährlicher Neuwahl etwa Herr Raff, dem alle Fälle mitzutheilen sind, wenn man nicht direkte Schritte bei der Polizeibehörde vorzieht. Beitritts- und Vereinsschilling so und so viel! Punktum! — Streusand darauf!"

Als ich geendet hatte, läutete der Herr Präsident mit einer ungeheuren Glocke, die früher beim Ausklingeln von Auktionen gedient und die Einwohnerschaft zur Aufmerksamkeit angeregt, auch in dieser Beschäftigung manchen todtkranken Menschen im Städtchen zur Verzweiflung gebracht hatte, und jetzt nahm ein Gastwirth das Wort, der Sproitz hieß. Sproitz war eine populäre Persönlichkeit. Man konnte Kegel bei ihm schieben und fette Schweine gewinnen. Plötzlich hieß es dann wohl, es ginge nicht mehr und er sei konkurs. Aber das war vielfach nur Bedürfniß nach Abwechslung. Er miethete dann ein anderes Lokal. Sonntag Abends ließ er in einem Lokal vor der Stadt tanzen, bis er sehr häufig betrunken und ausfallend wurde und dann alle Gäste hinauswarf, oder selbst sich hinten auf dem Hofe am nächsten Morgen mit irgend einer Verrenkung wiederfand. Er war stets in Geldnoth, kam aber immer wieder auf die Beine, weil er im Grunde ein

ehrlicher Kerl war und eine sogenannte unglaubliche „Suade“ entwickeln konnte

Sproitz ließ sich nun folgendermaßen vernehmen:

„Ich glaube über dem Fürschlag von den Vorredner können wir zu Tagesordnung übergehen, obgleichen ich das Praktische von die kurzen Paragraven nich verkenne!

Aber indem ich selbst Seuge (Zeuge) war von die unminschliche (unmenschliche) Behandlung von junge Mastschweine bei Slachter (Schlachter) Pohl seine Slachtergesellen, glaube ich dem Fürschlage Sustimmung (Zustimmung) zu finden, die Vorschläge von Herrn Raff und die Kommischon (Kommission) in die vorgeschlagenen Fassung durch Debadde (Debatte) Folge zu geben.

Was nun Paragrav eins anbelancht (anbelangt), so möchte ich mich folgende Fassung erlauben:

Der Schweck (Zweck) des Vereins ist mit alle gesetzlichen Maßregeln die überhandnehmende unminschliche Behandlung von jede Art Vieh und Vögel einen Schranken zu setzen und die Thierwelt in ihren Fortkommen behilflich zu sein!“

Klingel des Präsidenten! Herr Rechnungsrath Weber hat das Wort.

Herr Weber ließ sich nun wie nachstehend aus:

„Ich bin mit dem Wortlaut in der, von der Kommission vorgeschlagenen Fassung rücksichtlich des, in Bezug auf den Zweck des Vereins zum Ausdruck gelangten Eingangspassus, mit dem, meines Erachtens nothwendigen, jedenfalls die Bedeutung des Gegenstandes klarer ausdrückenden Einschiebsel, also statt Zweck: vorschläglich: „der alleinige Zweck, und zwar des sich durch seinen Namen significirenden Vereins ist, u. s. w.,“ wenn nicht von anderer Seite eine das Wesen der Sache noch präciser ausdrückende Wendung beliebt wird, — welcher ich event. vorschlagen würde, den Vorzug zu geben, resp. anheimgebe, — principiell einverstanden.“

Da uns bei diesem Satze Allen der Athem ausgegangen war, tranken wir einen Schluck Bier, — selbst Herr Partikulier Haase trank einen Schluck Bier, weil er einen Asthma-Anfall kommen fühlte und Alle grübelten über den tiefen Sinn dieser Rede nach, als Herr Raff Abstimmung über Paragraph eins vorschlug und dieser eine von zweiundfünfzig dann glücklich aus der Taufe gehoben ward.

Herr Kossack wurde, als er das Wort verlangte und proponirte, daß die Vereinsmitglieder etwa eine Kokarde mit einem broncenen Thierkopf

an dem Rockkragen tragen möchten, gebeten, solchen Vorschlag nach Schluß der Berathung über die Statuten zu formuliren und nicht von der Sache abzuweichen. —

Einer der folgenden Paragraphen zeichnete sich ausnahmsweise durch Kürze aus, welche sich jedoch, wie es schien, bitter rächen sollte.

„Zweckwidriges Tödten von Thieren zu verhindern, ist Pflicht des Vereins."

Dies regte den Stadtbeigeordneten Kümmel auf und er bat um's Wort.

„Meine Herren," sagte Herr Kümmel. „Das Wort: „Zweckwidrig" ist sehr verschiedener Auslegung fähig. —

Die Ansichten über Nützlichkeit und Schädlichkeit der Thiere sind zum Theil noch wenig geklärt. Zum Beispiel: „Der Maulwurf". Der Maulwurf ruinirt eben bestellte Blumenbeete. Ich habe einen eklatanten Fall und habe schon einem dieser Thiere mehrere Tage Morgens „aufgelauert." Soll ich ihn tödten, wenn ich ihn kriege, und verstoße ich dann gegen Paragraph einundzwanzig oder soll ich ihn laufen lassen? Ich möchte wohl die Ansicht unseres verehrten Herrn Präsidenten erbitten!"

Nachdem Herr Raff gesprochen und den Fall

als schwierig bezeichnet hatte, unterstützte Herr Kossack, der offenbar eine Lieferung von Conceptpapier durch Vermittlung des Herrn Stadtbeigeordneten Kümmel im Auge hatte und dessen Wohlwollen deßhalb nicht schädlich sein konnte, den Antrag, indem er bat, den Maulwurffall doch etwas näher in's Auge zu fassen und schlug folgende Fassung von Paragraph einundzwanzig vor:

„Zweckwidriges Tödten von Thieren zu verhindern, ist Pflicht des Vereins. Maulwürfe in Blumenbeeten sind, bei frischer That ertappt, zu erlegen!"

Herr Kümmel warf dem Herrn Papier-, Zeichenmaterialien- und Galanteriewaarenhändler Kossack einen vernichtenden Blick zu und die große Lieferung Conceptpapier, die schon lange in der Luft schwebte und mit dessen Ertrag Herr Kossack einen nächstens zu bezahlenden Wechsel schon im Geiste gedeckt hatte, — war jedenfalls für ihn hin, wenn es nicht gelang, den Eindruck der schlecht angebrachten Dienstfertigkeit wieder zu verwischen.

Sproitz warf, ohne um das Wort zu bitten, die Bemerkung dazwischen: „Man muß den Maulwürfen ihren Willen lassen, obschonstens (obschon) das Hügelaufwerfen in Blumengärten allens verrunjenirt. So'n Thier hat ja keine Ahndung

(Ahnung) wo es aufwirft, — ob es in einen Blumengarten oder auf's freie Feld wirthschaftet! — — —"

Diese Ehrenrettung des Maulwurfs gefiel mir von Herrn Sproitz! Es war ja auch am Ende nicht anzunehmen, daß der Maulwurf absichtlich grade Blumengärten sich aussuchte, zumal er nicht einmal ordentlich bei seiner Arbeit sehen konnte!!

Mit mehr oder minder Geschick hatten verschiedene Redner gesprochen und die Arbeit des Tages war bereits um ein klein Theil vorgeschritten, als der Kammerjunker von Haferkorn in den Sitzungssaal trat und nach einer schwankenden Verbeugung Platz nahm. Der Kammerjunker war ein pensionirter Beamter, der eine treffliche, gebildete Frau hatte, die nähte, flickte und stopfte und ihre Blumen begoß, auch englische Romane in der Tauchnitz-Edition las und Musik liebte, aber rothgeweinte Augen besaß, weil Seine Hochwohlgeboren trank, spielte und Schulden machte, sodaß sie immer weiter zurückkamen.

Auch heute war schon eine lebendige Fluth durch seine Kehle geglitten und dieser Umstand machte ihn redselig. —

„Ich bitte um's Wort, Herr Präsident!"

Wir waren bei Paragraph siebenundzwanzig

angelangt, der schon erhebliches Kopfweh verursacht hatte. Es handelte sich um die Frage, „ob man Thiere im Winter auf die Weide schicken dürfe.“

„Da ist zum Beispiel der alte Schimmel vom Ziegeleibesitzer Kuhnert,“ sagte der Kammerjunker.

„Schonstens in Erwähnung genommen!“ rief Sproitz dazwischen.

„Kann ich sprechen?“ fragte der Kammerjunker erregt. Der Präsident klingelte.

Also, da ist zum Beispiel der alte Schimmel vom Ziegeleibesitzer Kuhnert, der jeden Winter — —

„Den thun Sie immer vorreiten, Herr Kammerjunker!“ unterbrach Sproitz, der selbst einen Gaul im Winter draußen grasen ließ und andere Ansichten verfocht, von Neuem den Kammerjunker, mit dem er sich überdies überworfen hatte, weil er ihn einstens nach einem Karpfenschmauß hatte an die Luft setzen müssen.

„Ich reite gar nicht!“ rief der Kammerjunker wüthend und dehnte die Worte und sprach durch die Nase! Namentlich keinen Schimmel — — Herr Sproitz.“ —

„Nee, aber Wechsel! — — —“

Die Klingel ertönte, Murren, Toben und Lachen erhob sich, bis ein „Aber ich muß sehr bitten, meine

Herren" des Herrn Präsidenten den Wirrwarr übertönte.

Der Kammerjunker setzte sich, roth und aufgedunsen von Zorn und Trinken auf seinen Stuhl und wandte sich an Herrn Partikulier Haase, dem das kleine „von" des Kammerjunkers über alle Untugenden weghalf und der sich zur Ehre anrechnete, daß der Herr Kammerjunker mit ihm verkehrte und jeden Sonnabend in einem Klub Kegel mit ihm schob.

„Ach wat," hörte ich nun Sproitz, auf den seine Umgebung eingesprochen hatte und der seinen Anhang bildete, sagen: „Ik kenn dat Stück vun de Schimmel nu all sit tein Jahr. Vör twe Jahr hett de Schinner (Schinder) em al halt, abers he bringt em jümmers (immer) wedder to Ehren!"

Nachdem der Zwischenfall mit Mühe, aber doch ohne bedenkliche Folgen erledigt war, erhob sich eine höchst anregende Debatte über die Kosten eines je achttägigen Inserats behufs Aufforderung an alle Miteinwohner, den Spatzen im Winter bei Schneewetter Brodkrumen zu streuen. Es wollte jedoch nicht gelingen, die Opferfreudigkeit des Vereins zu Ausgaben für Inserate zu erwecken.

Der Wattenfabrikant Helmuth verwies auf den Pferdedünger und hielt eine speciellere Für-

sorge außer dieser Himmels-Vorsorge für unnöthig. Der Kammerjunker wollte dagegen sogar in Milch aufgeweichtes Brod befürworten, da — —

„Immer mit was Nasses, anners (anders) thut er's nich!“ murmelte Sproitz dazwischen.

Der Kalkulator Stirn widmete den todtgefrorenen Spatzen einige empfindsame Worte, indem er nachzuweisen suchte, daß die Spatzen in den großen Städten bei dem andauernden Schnee und Frost überhaupt allmälig aussterben müßten, wie das, soviel er sich erinnere, ein berühmter Naturforscher nachgewiesen habe.

Spiegelfabrikant Jemand erklärte die Spatzen für so klug, daß sie sich gar keine Mühe mehr geben würden, selbst Futter zu suchen, wenn die Inserate veröffentlicht würden, bestellte aber rasch ein Glas Bier, um anzudeuten, „daß es ihm sonst wahrhaftig nicht darauf ankäme, etwas drauf gehen zu lassen!“ —

Da nun Alle einsehen konnten, wie gut die Spatzen es hatten, wenn Herr Jemand Bier auf ihr Wohl trank, schien es auch nicht zu gelingen, den Paragraphen durchzubringen.

Alsdann ergriff der Herr Präsident das Wort, drehte den bekannten Cigarrenrest zwischen den Fingern und sagte:

„Eine der Hauptaufgaben der Thierschutz-vereine muß es bleiben, die nothleidenden Thiere im Winter vor dem Hunger zu bewahren und damit zugleich nützliche Geschöpfe zu erhalten.

„Uns hat an diesem Ort die Humanität zu-sammengeführt und diese, meine Herren, muß auch zu Opfern bereit sein, wenn sie nicht ein bloßer Buchstabe bleiben soll!“

„Bravo!“ rief ich aus Ueberzeugung und so laut, daß sich die Gesellschaft nach meiner stummen Person umschaute.

„Bravo!“ rief Herr Kossack, bei dem ich mit-unter kleine Nippessachen für meine blonden Cousinen kaufte und der mein Wohlwollen ver-stärken wollte.

„Bravo,“ rief eine Stimme, die sich bisher noch nicht hatte vernehmen lassen. Dieselbe ge-hörte dem Klosterverwalter Speck an, der an einem Nebentisch saß und that, als ob er nicht dazu gehörte aber doch die Sache mit allem Interesse verfolgte.

Herr Speck hatte ein dickes, vielverschrobenes blaues Gesicht und ein dunkelblaues Muttermaal unter dem linken Auge. Er sah aus, als ob er ein-mal in Indigo gefärbt sei. Herr Speck trug noch einen Stock mit einem ledernen Griffriemen, den er

um die Faust schlang. Auch ließ er einen so gewaltigen alten Petschaftring mit einem rothen Stein unter der Weste hin und herbaumeln, daß man sich unwillkürlich seinen Urgroßvater und den ganzen Passus eines Erbschaftskodicills, das über dieses merkwürdige Familienstück handelte, vorstellen mußte.

„Wünschen Sie das Wort?“ fragte der Präsident, dem der Beifall des bisher Unbetheiligten schmeichelte.

„Nein ich danke!“ erwiederte Speck, der die Mitgliedschaft fürchtete, steckte seinen Cigarrenrest in einen wahren Pfeifenspitzen-Cylinder und rauchte weiter.

Und nun begann eine Redeschlacht über Paragraph einundvierzig, die die bedeutendsten Parlamentskämpfer mit Bewunderung erfüllt hätte.

Nach fast einstündiger Debatte, erhob sich Sproitz, bat um's Wort und sagte:

„Das vor (für) und wider gegen diesen Paragraven ist ein so verschiedenes und die Ansichten sind so getheilt, meine Herren, daß ich mich den Fürschlag (Vorschlag) erlaube, denselbigen liebers ganz außen vor zu lassen und ihm zu streichen. Wenn wir ihm los sind, brauchen wir ihm nicht zu debaddiren (debattiren)!“

„Bravo!“ rief nun Herr Speck wieder, — der Klosterverwalter Speck war doch ein schnurriger Herr! — und lachte aus so vollem Herzen, daß er noch lange hustete und schnaubte, bis er endlich mit seinem blauschwarzen malitiösen Gesicht sich davon machte.

„Ein widerlicher Kerl!“ sagte der Kammerjunker und führte mit schwankenden Händen das Glas zum Munde.

Ich fand den Entschluß des Herrn Speck sehr verständig und wollte mich ebenfalls erheben und gehen, als Sproitz, der heute der Mirabeau des Vereins war, noch einmal um's Wort bat und folgendes sagte:

„Die Hauptsache, meine Herren, bleiben bei uns immer die Kälber. Die Behandlung von die Kälber mit zusammengebundene Beine ist niederträchtig. Die Angst und Aufregung muß das Thier schaden, wenn es von die Wagens gezerrt wird! Das Schlagen und Stoßen gar nicht zu gedenken. *Die Kälber und Schweine stehen uns näher, als wir glauben!* Lassen Sie uns, meine Herren, darauf bedacht sein, die Thierwelt zu *ein minschenwürdiges Dasein zu verhelfen!*“

Nun schien es mir wirklich auch „menschenwürdig“, Abschied zu nehmen und ich that es. Ich hörte am nächsten Tage, daß Herr Kossack noch Vereins-Abzeichen, in Form von Kokarden mit einem aufgeprägten Kalbskopf in Vorschlag gebracht und daß ein Mitglied dagegen zur Berathung gestellt habe, ihm den Rindviehorden erster Klasse mit Eichenlaub und Schwertern dafür zu überreichen.

XXIX.

Die bitteren Folgen des Halbwissens.

Eine lehrreiche Geschichte.

Wir wohnten nebeneinander. Man stieg eine etwas dunkle und sehr unbequeme Treppe empor und befand sich vor zwei, ohne Vorsprung in die Mauern eingelassenen, gleichsam eingeklemmten Thüren; sie waren klein und niedrig und hatten winzige Schlüssellöcher, wie man sie in Speisekammerthüren findet.

An der einen Thür war meine Karte angeheftet. An der anderen saß seine Adresse. Es war ein Cartonpapierkärtchen und der Name war von ihm selbst mit künstlicher Frakturschrift darauf geschrieben.

Heinrich Bengel, Postsekretair. So hieß er. Die Berufsthätigkeit hatte uns nicht zusammengeführt. Unsere Bekanntschaft entstand zufällig. Eines Nachts hörte ich nebenan ein entsetzliches Stöhnen und meine Menschlichkeit trieb mich, nach der Ursache zu forschen. Der Beamte des

Staates hatte Zahnweh. Ich zog mich enttäuscht zurück, denn ich hatte mindestens eine kleine Vergiftung oder dergleichen vermuthet.

Wodurch sich die auf diese Weise eingeleitete Bekanntschaft fortsetzte, weiß ich eigentlich nicht zu sagen. Ich glaube, es war von meiner Seite halb Mitleid, halb Neugierde. Vielleicht der Sinn für das Komische! Ja, das war es. Denn Herr Heinrich Bengel hatte nichts Anziehendes, — gar nichts Anziehendes.

Schon seine äußere Erscheinung war abstoßend.

Sein breiter Mund, der sich beim Sprechen unbegreiflich weit ausdehnte, schien die Untersuchung eines Zahnarztes zu erwarten und seine Augen waren wie bei den Sträußen so stark hervorgequollen, — hingen so zum Verlieren lose, scheinbar so unbefestigt in den Augenhöhlen, daß ich oft unwillkürlich die Hand ausstreckte, um sie aufzufangen, oder die Frage sich auf meine Lippen drängte, ob er schlimmsten Falles ein anderes Paar bei sich habe!?

Dabei hatte der Sekretair bleiche, mädchenhafte Gesichtszüge und auch sein Wesen hatte etwas Zimperliches, Unmännliches.

Er sprach mit Vorliebe von seinen Krankheiten, war ein arger Pedant und hatte im Uebrigen

Realschulbildung. Er schwärmte für Lieferungswerke, die ihm wöchentlich in's Haus gebracht wurden. Populärer Medicin und populärer Naturwissenschaft konnte er nicht widerstehen.

„Sie wollen notiren", schrieb er seinem Buchhändler, „daß ich ohne besondere Bestellung alle Supplemente wünsche!"

Und nun flutheten „Zimmermann's Wunder der Urwelt" Jahre lang in sein Gemach und die Stöße wurden immer größer und größer und er ward von dem Studium immer angegriffener. Heinrich spielte auch die Flöte und bewahrte wichtige Papiere, Haarlocken von Gustchen L. und den Entschuldigungsbrief eines „Vorgesetzten!" nach einem glücklich beigelegten Streit, seinen Tauf- und Pockenimpfungsschein und seine Ernennung zum Postsekretair in einem selbstgepappten Kasten auf.

Der Selbst-Gepappte war mit blauem, goldbesterntem Papier beklebt und wenn er den Deckel emporhob, fiel dieser nicht etwa ungeschickt hinten über, sondern ward von einem rosafarbenen Seidenband in der Schwebe gehalten, welches sich beim Schließen jedesmal in Form einer Schleife hervordrängte und noch besonders in die Tiefen des Kastens zurückgeschoben werden mußte.

Auch von ihm selbst gefertigte Kreidezeichnungen hatte Heinrich aufbewahrt. Zwei von diesen hatte er einrahmen lassen und an die Wand gehängt. In den Ecken stand: „H. Bengel pinxit!“

Das eine stellte Alexander den Großen vor. Es war ein Brustbild.

O! Unendlich viel Sorgfalt war auf den Helm des großen Feldherrn verwendet.

Das zweite zeigte einen Maulesel, auf dem eine Neapolitanerin ritt. Nebenher schritt ein phantastisch gekleideter Brigant, der zärtlich zu ihr emporschaute.

„Dies ist das Beste!“ sagte Heinrich Bengel. „Ich erhielt auf der Schule den Preis dafür!“

„Dies ist das Beste!“

Wenn das Thier nur nicht so entsetzlich spitze Knochen gehabt hätte! Die Gliedmaßen waren nach einer heftigen Radirübung mit Bleifeder nachgezogen.

Nun glänzten die Ecken so eigenthümlich scharf!

„Ja, dies ist das Beste“, sagte Heinrich Bengel noch einmal und diesen Satz betonend, als ob er sagen wollte:

„Sie Unwissender halten am Ende das andere

für noch bedeutender! Ich kann Ihnen sagen, dies ist viel, viel besser!"

Ja, Heinrich war ein Talent.

Jeder Kunstverständige mußte, — davon war er überzeugt, — beim Anblick der Bilder wie vom Schlage der Ueberraschung getroffen, in die Kniee sinken und rufen:

„Welcher Jammer, daß dieser Mann von dieser Carrière abgewichen ist!"

Wie genau wußte Heinrich in Folge der Lektüre: „Der Mensch" und „Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen", wo die Lunge, die Leber, die Nieren saßen!

Jedes Symptom jeder Krankheit hatte er eben glücklich überwunden, oder es war im Anmarsch.

Er hatte eine Hausapotheke und wußte stets wie viele Pillen noch Rest waren. Als ich ihn kennen lernte, lag er mit sich selbst in Streit, ob er bei der Allopathie beharren, oder zur Homöopathie übergehen solle, da ein Belladonna-Kügelchen neuerdings bei nervösem Kopfweh unmittelbar gewirkt hatte.

Eine unkurirbare Leidenschaft hatte er für Fremdworte und das klassische Alterthum. Aber seine Hülfsmittel schienen nicht auszureichen, um in der Antike stets auf der richtigen Fährte zu sein.

Dies eben führte sein Unglück herbei und die Erinnerung an dieses Unglück ruft mir auch den Menschen und unsere Begegnung wieder in's Gedächtniß zurück.

Ich saß Heinrich Bengel gegenüber.

„Es ist sehr gütig, daß Sie gekommen sind", sagte er und wiederholte es noch einmal. „Sie haben mir soviel Interesse bewiesen, daß ich es gewagt habe, Sie um einen Rath zu bitten!"

Das klang sehr verständig und bescheiden.

„Ganz zu Ihren Diensten, Herr Sekretair", sagte ich deshalb

„Nun, um kurz zu sein: Mein Herz ist nicht mehr frei!"

Sein Herz war nicht mehr frei! Mit anderen Worten: Er war verliebt!

Er blickte mich an. Er erwartete eine Aeußerung. Ich schwieg. Er schwieg ebenfalls!

Er war befremdet, daß ich nicht wenigstens in die Höhe schnellte, daß mir nicht ein: „Wie? Was? Ist's möglich?" entschlüpfte.

Nichts von alledem.

Endlich sagte ich: „Darf man den Namen wissen?"

„Später!" sagte Heinrich. „Später!"

„Ihr Vorname ist Cile! Gemeiniglich Cäcilie!

Ja, Eile! Ich wollte Sie könnten sie einmal sehen!

„Ja“, sagte ich begehrend-seufzend, „das wollte ich auch, das wäre mein höchster Wunsch!“

„Der Vater ist einer meiner Kollegen. Höhere Rangstufe! Aber er wohnt nicht hier am Orte“, — fuhr er rasch und abwehrend fort, als ob Gefahr sei, daß ich sofort Postpferde bestellen könnte, um wegen des Familien-Namens auf Entdeckungen auszugehen.

„Hübscher Name! Eile!“ sagte ich.

Er nickte nur.

Er bestätigte dies nicht mit Worten. Das war schon so lange entschieden, daß Eile ein schöner Name sei, — daß — —

„Kennen Sie sie schon lange?“

„Das ist es ja eben! Ich kenne sie noch gar nicht!“

„Ah! Sie kennen sie noch gar nicht? Sie haben sie vielleicht nur gesehen?“

„So ist es!“

„Dann ist freilich der Fall schwierig! Bis jetzt ist also das Verhältniß noch ganz einseitig?“

„Doch nicht so ganz!“

„Also doch etwas Entgegenkommen von ihrer Seite, — wenn auch ohne Worte?“

„Wo denken Sie hin!“

Schon wollte ich ungeduldig werden. Der Herr Sekretair ließ sich jedes Wort seiner langweiligen Geschichte von mir abbetteln, statt die Mühe auf sich zu nehmen.

Endlich ermannte er seinen Geist.

„Erlauben Sie, daß ich kurz erzähle. Vor etwa sechs Wochen machte ich einen Spaziergang nach dem „Forsthause“ und saß, in die Lektüre von Maler Müller's Gedichten vertieft, welche Sie mir geliehen hatten, am See, als ein junges Mädchen herbeigeeilt kam, eins der Boote löste und ohne Begleitung hinausruderte.

Ich legte das Buch bei Seite und beobachtete sie.

Sie ist blond!“ — —

Heinrich Bengel schwieg. Die Erinnerung, daß Eile blond war, wirkte mächtig auf ihn ein.

Er verstummte längere Zeit.

„Ganz blond?“ fragte ich, um die Sache in Fluß zu bringen.

„Ja, ganz blond! Aschblond! Wie einst Karoline Mathilde!

Also ich beobachtete sie und blieb so lange sitzen, bis sie zurückkehrte. Als sie landen wollte, stieß das Boot so heftig gegen das Ufer, daß sie

schwankte und fast auf die Ruderbank gestürzt wäre.“ (Pause)

„Nun eilten Sie zur Hülfe herbei?“

„Nein“, sagte Heinrich Bengel und schüttelte wegen meiner mangelnden Auffassung von Lebensart verächtlich den Kopf. „Nein!“

„Sie blieben sitzen?“

„Das auch nicht! Ich erhob mich.“

„Und sie?“

„Sie rief mir zu, ich möge ihr behilflich sein, denn es war eine Brise aufgekommen, die das Fahrzeug wieder zurücktrieb.“ (Pause.)

„Und Sie folgten dieser Aufforderung?“ drängte ich.

„Ja! Ich eilte an's Ufer und es gelang mir mit großer Anstrengung, die Bootkette um den Stegpfahl zu schlingen.“ (Pause.)

„Und nun?“

„Sie sagte: „Ich danke mein Herr!“ und ging.“

„Sie ging! Wohin?“

„Das weiß ich nicht. Sie dankte und ging rasch die kleine Tannenhöhe hinauf. Sie war meinen Blicken sogleich entschwunden.“ (Pause.)

„Nun steckten Sie Maler Müller's Gedichte in die Tasche und gingen auch!?“

„Ja! Ganz recht!“

„Und dann?“

„Ja, das ist alles!“

„Das ist alles? Aber wie wissen Sie denn ihren Namen und die übrigen Verhältnisse, die Sie mir mittheilten?“

„Vom Wirth im Forsthause. Sie genießt dort Sommerfrische mit ihrer Mutter. Ich bin täglich hinausgewandert und habe sie fast immer gesehen!“

„Und Sie glauben, daß ihr dies angenehm aufgefallen ist?“

„Angenehm? Das kann ich nicht sagen!“

„Aber sie hat es doch bemerkt?“

„Gewiß! Ich habe sie stets gegrüßt und sie hat stets gedankt!“

„Abgesehen von jener Dienstleistung, nicht mehr als in der Ordnung. Aber was gedenken Sie denn jetzt zu thun, wenn Sie ernsthafte Absichten haben?“

„Das eben möchte ich von Ihnen wissen!“

„Reden Sie sie einmal frischweg an!“

„Es geht nicht.“

„Sie sind zu schüchtern?“

„Ja!“

„Haben Sie Niemanden, der zugleich Sie und das Fräulein oder deren Familie kennt?“

„Nein!“

„Dann müssen Sie es mit einer schriftlichen Annäherung versuchen! Sie müßten schreiben.“

Heinrich Bengel nickte zustimmend.

„Aber was?“

„Nun eben, daß Sie sie lieben!“

„Ich wollte mit Ihnen überlegen, ob ich ihr etwa ein Gedicht senden soll!? Ich bin nicht ungewandt in der Poesie. Habe ich Ihnen schon einmal meine Gedichte vom fahrenden Schüler —“

„Allerdings! Gewiß! Jawohl! Sehr schöne Sachen! sagte ich ihn rasch unterbrechend.“ — Das fehlte mir gerade noch! —

„Also ein Gedicht! Was meinen Sie?“

„Ein vortrefflicher Gedanke!“

Herr Heinrich Bengel stand plötzlich auf und sah nach der Uhr.

„Ich muß meine Pillen nehmen“, sagte er. „Sie verzeihen!“ Und er ging an seinen Medicinschrank.

Ich verzieh, er nahm seine Pillen, schnitt einige Grimassen und nahm wieder mir gegenüber Platz.

Und nun setzten wir das Gespräch über Eile und das schriftliche Geständniß seiner Liebe bis zur Erschöpfung fort. Endlich kamen wir denn zu dem unabänderlichen Entschluß, daß er ihr in einem Gedichte seine Neigung gestehen und um Erhörung bitten solle.

Ich empfahl mich und nahm mir fest vor, diesen Umgang aufzugeben.

Da erhielt ich eines Tages einen Brief folgenden Inhalts:

„Sehr geehrter Herr und Freund!

Ich war gestern und heute an Ihrer Thür, um Ihnen einen Besuch zu machen. Leider vergeblich! Es ist von größtem Werthe für mich, Sie rasch zu sprechen. Ich bitte, mir bald Gelegenheit zu geben!

Ergebenst

der Postsekretair

Heinrich Bengel."

Was war los? Am Ende hatte er seine Liebesverse an Eile auch mit den Worten unterzeichnet: „Ergebenst, der Postsekretair Heinrich Bengel", und sie hatte diesen Geschäftsbeamtenstil in Privatkorrespondenzen sonderbar gefunden.

Ich war neugierig und besuchte ihn an demselben Abend.

Er sah schlimm aus. Der ganze Erden- und Liebesjammer lag auf seinen bleichen Wangen.

Offenbar war etwas Außerordentliches passirt.

„Nun mein werther Herr Sekretair?"

„Nach der Reihe", sagte er, mich zum Sitzen

einladend, und reichte mir von zweien den ersten Brief Auf meine Fragen aber antwortete er nur mit wehmüthigem Kopfschütteln.

Ich las also:

„Im Auftrage des Fräulein Cäcilie Fuchs, meiner Schwester, sende ich beifolgende poetische Flegelei zurück und warne Sie in Ihrem eigenen Interesse dringend vor ähnlichen, zudringlichen Anwandlungen. Carl Emil Fuchs,
Stud. med."

„Nun!?" fragte ich erstaunt.

Er reichte mir den zweiten Brief mit unzähligen Versen von seiner Hand geschrieben.

An Fräulein Cäcilie Fuchs!

Die Sonne stand am Himmel lang,
Da wandert' ich hinaus zum Städtchen;
Mich trieb ein altgewohnter Drang,
Zu einem wunderholden Mädchen! —
Zu jenem Kinde der Natur,
Die jungfräulich in Wald und Flur
Zurückläßt ihre zarte Spur
Und kos't mit jeder Kreatur!
Ich lagerte im Schatten mich; —
Es war am See, hart an den Tannen,
Da plötzlich sah ein Mädchen ich

Die Segel in die Winde spannen.
Nun fand „verkörpert“ ich mein Lieben!
Gestalt gewonnen hat' mein Sehnen;
Was mich bisher hinausgetrieben,
Hält mich im Kämmerchen mit Thränen!
Und das warst Du! Dich sah ich dort!
Die nun mein Herz hält ganz gefangen,
Und heilig ist mir jener Ort,
Wo Deine süßen Worte klangen.
O, könnt' ich ewiglich Dir dienen,
Der ich Dein Sklave schon gewesen, —
Dir Göttin, die mit holden Mienen
Verzauberte mein ganzes Wesen!
Denn Venus Kallypygos gleichend,
Entstiegst dem Meer — — —

So weit las ich. Der Himmel mag wissen, aus welcher Anthologie er diese Verse zusammengesucht hatte. Ich stockte. —

„Sind dies die Originalverse, die Sie an Fräulein Eile sandten?“ rief ich erschrocken.

„Allerdings! Was ist denn?“

„Sie nennen Fräulein Fuchs: Venus Kallypygos!?“

„Ja! Und was ist Ihnen dabei so auffallend?“

„Wissen Sie denn, Verehrtester, was das heißt?“

„Wie sollte ich denn das nicht wissen!?“

„Nun?“

„Schaumgeborene Venus!“

„Ja, Herr Sekretair, wenn es so hieße! Dann wäre ja Alles gut! Aber — Venus Kallypygos heißt, — ich stockte, ich mußte laut lachen, ich konnte mir nicht helfen — heißt: Venus mit dem schönen — — —

Auf einmal schlug die Röthe wie eine Flamme in sein Angesicht. Dann wurde er kreidebleich und schwankte zu den Pillen.

Jedoch die Vorschriften von Bock reichten diesmal nicht aus.

Nach einem Vierteljahr ließ er sich versetzen. Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Aber mit meinem Freunde und Kommilitonen Carl Emil Fuchs, Stud. med., habe ich noch oft beim Glase Wein recht herzlich gelacht, wenn wir uns des verliebten „Dichters“ erinnerten und Fräulein Eile, seine Schwester, ein reizendes Mädchen, die ich später kennen lernte, erröthete jedesmal, wenn von Postsekretairen die Rede war; denn Carl Emil, der Bösewicht von Bruder, hatte ihr (bei jener Gelegenheit durch Uebersetzung), die ersten Begriffe der griechischen Sprache, „wenn auch etwas hinterrücks,“ beigebracht.

XXX.

Jüngst ist mir etwas Ueberraschendes passirt, gnädige Frau.

Ich hörte unsichtbare, zauberische Musik und befand mich in einem, mit einem sündhaften Luxus ausgestatteten, großen Salon, mit allem erdenklichen Komfort und angefüllt mit allen jenen überflüssigen, aber reizenden Kleinigkeiten, die nur immer ein vornehmer und verwöhnter Geschmack erfinnen kann. (Aber ohne Papageien. Denn ich hasse diese boshaften Thiere, diese Tulpen unter den Vögeln, mit ihren harten, blauschwarzen Zungen, ihren Puppenaugen und ihrem Automatenorgan.)

Wände, Decke und Fußboden dieses märchenhaften Raumes waren belegt mit einem zarten, azurblau mit Gold durchwirkten Stoff und dieser Stoff war überall einmal in der Mitte durchzogen von einem einzigen, breiten, blutrothen Purpurstreifen.

Die Möbel, — eigenartige, prächtige Kunstwerke, — bestanden aus purem Golde und glänzten wie Sonnenstrahlen.

Weiße gemusterte, bleischwere Brokat-Vorhänge, von schimmernden azurblauen und goldnen Franzen umsäumt und ebenfalls von jenem einzigen unheimlichen Streifen von Seidenpurpur durchzogen, beschatteten Fenster und Thüren. Statt vier Ecken hatte eine kunstsinnige Anordnung unzählige Winkel in dem Raume geschaffen, die belebt oder abgeschlossen wurden durch zahllose Kunstgegenstände: Möbel, Statuetten, Gemälde, Spiegel, Uhren, Waffen, Blumen, Schmuckschalen, Kästchen, Kannen, Gläser u. s. w.

Hier lugte ein Faun, in Marmor gemeißelt, aus einem Blüthengewirr hervor, dort glänzten weiße Venusarme aus dunklem Grün. Hoch oben fesselte den Blick die Gruppe des farnesischen Stier's; an dieser Seite ward das Auge gebannt durch einen rothglühenden Abendhimmel, den ein Malerpinsel auf Leinwand gezaubert hatte und an jener durch zahllose, auf breiten Postamenten und Konsolen ruhende Majoliken, kunstverzierte Schüsseln, böhmische Glashumpen, altdeutsche Trinkgefäße und Krüge.

Hier und dort plätscherten erfrischende Wasser,

die ebenso geheimnißvoll hervorsprudelten, wie sie verschwanden.

Süße, verführerische Mädchen in rauschenden, ambraduftenden Toiletten saßen in übermüthiger Laune schwatzend und kichernd umher, sich nur unterbrechend, wenn Schaumwein ihre rothen Lippen benetzte, den gefällige Pagen kredenzten. Und meine Freunde, die eben die Tafel verlassen hatten, traten in das Gemach. Ihr Mund floß über von Frohsinn, und Witzesfunken flogen hin und her zwischen den graziösen Teufelinnen und meinen feiernden Gästen.

Ich selbst aber saß, bekleidet mit einem leichten Gewande, in einem Bade, geschnitten und vertieft aus einer einzigen Riesenperle und gefüllt mit einem warmen, duftenden Thymian-Quell.

Und während ich an dem ungetrübten Glück des Genießens Lebender theilnahm, mein entzücktes Auge hinglitt über die holden Frauengestalten und mein Ohr die zauberischen Klänge der Musik auffog, überfiel mich plötzlich eine süße, Sinnen-umnebelnde Ermattung, — das Blut entströmte meinen Adern, und im seligen Wahnsinn des Sterbens ruhten meine Blicke wie gebannt auf dem Purpurstreifen im Teppich, bis dieser sich allmälig mit dem dunkelfarbigen Blut-Kolorit des

Wassers vermischte, in welchem ich meine Seele aushauchte.

Und nun sah ich plötzlich die ganze Erde vor mir.

Es wuchsen Blumen-Bäume empor, so groß wie Palmen und Cedern, aber besäet mit duftenden, weißen, gelben und rothen Rosen. Feuerlilien schmiegten sich hinauf bis an die Sonne. Ihre Kronen fingen Strahlen auf und schüttelten einen zauberhaften Goldregen auf die Erde herab.

Die ganze Erdoberfläche war mit einem einzigen Teppich von Veilchen, Schneeglöckchen und Hyacinthen bedeckt. Die Berge verwandelten sich in Diamanten und an ihren Wänden spiegelten sich ungeahnte Bilder höherer Welten ab.

Von diesen Diamantfelsen rieselte flüssiges Silber und Gold herab und ergoß sich in die Meere und Seen. Ich sah diese Metallfäden in farbenüppigen Fluthen von geschmolzenen Rubinen, Smaragden und Saphiren und anderen funkelnden und sprühenden Edelsteinen, auf denen weiße, ungeheure Schwanvögel, majestätisch wie Fregattenschiffe mit vollen Segeln, umherschwammen.

Alle Musikchöre der Erde und des Himmels intonirten, Geisterchöre begleitend, ein das Weltall erfüllendes Adagio von wunderbarer Wirkung.

Und allmälig brach die Nacht herein und es senkten sich die Gestirne tiefer herab und begannen eiuen Wettlauf, so daß das Himmelsgewölbe in Millionen und aber Millionen, in allen Farben spielenden Feuerwerksfunken erstrahlte, bis ein leise anschwellender, dann gewaltig brausender und endlich leiser und leiser verhallender Posaunenton das Weltfestspiel beendete.

Es war ein Schauspiel, so überwältigend, daß alle Kreaturen ein allgemeines, ungeheures, geisterhaftes Schweigen beobachteten, um dann am Schluß in ein so jauchzendes Entzücken auszubrechen, daß der Widerhall die Vesten des Himmels erschütterte.

Darauf verschwammen meine Gedanken für Augenblicke, bis ein Sterbe-Choral ertönte.

Meine Freunde traten näher und weinten. Die zärtlichen Frauenaugen schwammen in Thränen; der Uebermuth auf den schwellenden Lippen war verschwunden. Ein heiliger Ernst durchdrang die Räume. Und plötzlich öffnete sich die Decke und Alle sahen empor und knieten nieder und schrieen auf. Denn, den Vorstellungen der Menschen bisher fremde, aber entzückende Erscheinungen und Bilder entstanden vor ihren Augen, bis allmälig eine schwärmerische Andacht sich ihrer bemächtigte, die

sie trieb, sich abzuwenden. Und eine Stimme wurde vernehmbar, die da klang wie Aeols-harfen und Sturmwind, wie Milde und Gewalt, wie Majestät und Versöhnung, wie Geisterhauch und Ewigkeit und diese Stimme sprach:

„Gleite zurück in deine Hülle, wesenloser Geist! Begnüge dich mit diesem Traum-Blick in die un-begreiflichen Zauberwelten der Seligkeit, die auch dir einst winken werden!“

Und dann wachte ich auf und Sie, gnädige Frau, gossen lauwarmes Wasser in kalten Kaffee und forderten mich auf zu trinken, was ich aber verweigerte, weil das ganz abscheulich schmecken soll.

Haben Sie das wirklich einmal gethan?

XXXII.

Selbst der bevorzugteste Mensch, gnädige Frau, hat Augenblicke, wo die Electricität des Geistes schlummert, wo auch nicht ein einziger Funke in dem Gehirn aufspringt. Die ganze Maschinerie stockt, das gesammte Räderwerk ist ohne Leben — und ein unnennbares Gefühl der Leere greift Platz, wo sonst die koboldlustigsten und kühnfliegendsten Gedanken auf und abtanzten!

Und seltsam! Einen „Ausdruck“ für diese Stimmung haben wir nicht. — Auch eine zufällige Bezeichnung haben wir uns nicht angeeignet, die irgend Einer, er möge Shakespeare oder Heine heißen, bei irgend einer Gelegenheit dafür erfand.

Man setzt sich in eine Ecke, — beachten Sie wohl, gnädige Frau: „in eine Sophaecke,“ — niemals in solcher Stimmung auf einen Stuhl, — höchstens einmal auf den Bettrand, — dort, — wo man nach Goethe, — die kummervollen Nächte weinend sitzen muß, um die Bekanntschaft der

himmlischen Mächte machen zu können — und simulirt. Man fragt den capriciösen All-Lenker seines Innern: „Was möchtest du, mein Schatz, wohl jetzt beginnen? Möchtest du einer dunkelfarbigen, dunkeläugigen Madonna. — mit rabenschwarzem Haar, einem bezaubernden Schatten auf der Oberlippe und weißen, sehnsüchtigen Händchen, Liebe zuflüstern und jenen unruhigen, fibernden Traum träumen, jenen einzigen, unbeschreiblichen, qualvoll-süßen, den wir wachend mit offenen Augen und mit überströmenden Worten verträumen?"

Oder muß sie wie Milch und Blut ausschauen und das Goldblond ihrer Seidenhaare, — wie gewebt und gefädelt von goldspinnenden Seidenraupen, — auf eine unverhüllte weiße Schulter herabfließen, — ihr Auge aber jenem stillverborgenen Weiher gleichen, in dem sich die unnachahmliche Bläue des Himmels spiegelt? — Soll sie sich stumm an deine Brust lehnen und die tiefste Empfindung in einem stummen, auf alle Fragen stummen, aber immer nur auf dich gerichteten zärtlichen Blick vereinen oder dich durch tausend neckische, bald hingebende, bald gleichgültige, — fast herzlose Geistessprünge quälend berauschen?

„Nein! Nein! Das ist es nicht, was dein Herz begehrt.“ Denn plötzlich fällt das wallende Haar, — das rosige, unschuldig-süße Antlitz erbleicht, — die Fülle, die deine Sinne beherrschte, — schrumpft zusammen, die weichen, runden Händchen sind welk, kurz, — die Schönheitshülle ist gefallen — das Gewöhnliche, Gleichgültige, aller Ideale Entkleidete ist an die Stelle getreten. Was kann denn deinen nüchternen Sinn ergötzen? Ah, da ist's! — du denkst dich an die Arbeit, aus der wie aus einem Kronidenhaupt tausend Dinge springen, die dich befriedigen werden.

O! welch' lockende Bilder steigen auf.

Arbeit! Ehrgeiz! — Ruhm — Vortheil winken mit verheißenden Händen! —

Welches Glück wirst du um dich verbreiten, — wie hellt sich plötzlich die Zukunft auf! — Denn nun springen im Nu alle die verschlossenen Schubkästchen auf und in jedes, in das du deinen Blick tauchst, ist für dich ein Lohn, ein Erfolg gebettet! Wie traulich-gemüthlich erscheint dir jetzt dein Arbeitszimmer, welch' anheimelnde Ruhe herrscht in den Räumen, — welcher Zauber liegt in der stillen Abgeschlossenheit — — Ruhe, Frieden; — stilles, emsiges Schaffen! — —

Doch nein! Auch das nicht! Das Arbeits-

zimmer birgt ja alle die kleinen und großen Dinge, — die durch die Gewohnheit des Beschauens lange ihren Glanz abstreiften, — sie grade wecken dir die Erinnerungen an das Alltägliche, Gleichförmige, — sie grade werden dich noch mehr herabdrücken! Reizlos ist plötzlich die Anknüpfung an die eben noch anregend wirkenden Bilder! — — Der Regen schlägt gegen dein Fenster in seinen kurzen Unterbrechungen, die vom Stoßwind herrühren. — — —

Schnell ein Anderes: Draußen im Getümmel der Gasse, im Jagen, Drängen, unter dem Eindruck des Bunten, Lebendigen — in der Abwechslung, — dort, wo die Gedanken des Alleinseins, der Verlassenheit weichen, — dort, wo die Leere deines Innern aus der Fülle schöpfen kann, — dort, dort findest du Ersatz — — Fort! — Fort! — — — —

Aber, auch dieses ist nicht das Rechte, diese mit brennenderen Farben gemalten Bilder verbleichen auch! — Weg damit!

Lockt dich der runde Tisch, an dem du so oft den lustigen, traubensüßen Wein durch deine Kehle gleiten ließest?! Bei dem du so oft in die große Schule des Vergessens gingst und die köstliche

Fluth der Flasche alle krausen, nüchternen Gedanken fortgeschwemmt hat? —

Nein! Nein! — Der Witz Jener ist abgestanden, die so oft mit dir den Bacchusdienst feierten und auch heute mit den verzweifelt klug-langweiligen Gesichtern, den goldenen Brillen und den Trüffelbäuchen die ganze Welt bemeistern und bekritisiren! —

Nein! Jene vor allen Dingen nicht! Sie mahnen dich schrecklich an all den Unverstand deiner Vergangenheit, deren Folgen du immer von Neuem ersäufen mußt! — — —

Dort winkt dein Ruhebett! Möchtest du schlafen? Hier liegt das Buch, das dich gestern bis in die Mitternacht fesselte!

Das Instrument ist geöffnet! Wie oft vertrieb die Musik deine Grillen? Höre! Es rauscht und klingt. Löse durch die Töne die schwermüthigen Gedanken in lustige Tollheit auf! — —

Nein! Nein! Es reizt mich nicht!

Hier ist politisches und öffentliches Leben in den Tagesneuigkeiten für dich aufgezeichnet. Sieh nach, ob eine chinesische Kaiserin an Theevergiftung starb, ob ein großer Diplomat wieder ablügt, was er jüngst dem Reporter in's Ohr flüsterte, ob Eitelkeit und Redefieber jenen Parla-

mentarier wieder fortriß, — ob Simultanschulen schon auf dem Mond seit Menschengedenken bestanden haben und der Papst im Begriff stehe, seinen jüngsten Sohn zu taufen, — — was weiß ich! —

Lockt dich nicht das fröhliche Lachen deines kleinen Männchens, das auf dich zugeeilt kommt und zärtlich deine Beine umfaßt?

Das stille, mädchenhafte Wesen deiner Tochter, die sich über die Stickerei bückt? — — Das tolle Toben deiner breitschultrigen Buben, die ihre Kraft nicht zu lassen wissen?

Nein! Nein!

Ich fühle nur entsetzliche, öde Leere in mir! Alles ist farblos und schaal! — — —

Aber weßhalb Ihnen Beispiele vorführen, gnädige Frau, da Sie besser zu empfinden vermögen, was meine Feder nicht zu beschreiben vermag, da Sie diese entsetzlich dünne Luftschicht, in der nichts Lebendiges werden, gedeihen und bestehen kann, auch in Ihrem Innern gewiß einigemale verspürt haben? —

Unser Geist hat sich einen Knotenstock aus der Ecke geholt und ist spazieren gegangen. Wohin? Wer weiß?

Oder er liegt mit den Medicinflaschen vor

dem Bett und dem unvermeidlichen — unter dem Bett in vollständiger Erschlaffung danieder, läßt die körperliche Hülle, in die er gefahren ist, und die ihn kostspielig ernähren muß, schlankweg einen guten Mann sein! War er ein Feuerwerker, der Leuchtkugeln in die Luft warf, war er ein Bergmann, der in die Feuertiefen der Erde drang, war er ein Vogelfänger, der hundert gefiedertes Volk einfing, das zwitscherte, — war er ein Jäger, der den Wald durchstreifte, — heute ist er ein abgemagerter Greis mit Hüsteln und Podagra, — ein tauber, blinder, entkräfteter alter Herr im Schlafrock —, ein Schatten, — ein Nichts! —

Hei! Wie sprangen, hüpften und tanzten die Gedanken, — die Produkte seiner Thätigkeit, — und wie ausgedampft, wie ausgemerzt, wie ausgemergelt, wie leer, wie inhaltlos, wie grauenhaft öde und verlassen ist die Stätte, wo er bisher seine lustigen Tarantella's tanzte und im wirbelnden Drehum alles mit sich fortriß.

In solchem Zustande möchte man nicht einmal todt sein! Selbst das Sterben hat keinen Reiz, — ja — selbst L'hombre und Vier-Scat — diese großen, unsterblichen Langeweiletödter rühren vergeblich die Wirbeltrommel, — nichts regt sich — und nur ein unendliches nervenzuckendes

Gähnen, jenes Gähnen, das die ganze farbenreiche bewegliche Welt in eine Niobe verwandelt, stottert der verendende Geist heraus!

Und das Recept, gnädige Frau? Das Recept, das so unfehlbar wirkt, wie Wasser Feuer löscht, wie der Tod das Leben erdrückt, wie der Frühling die Erde verjüngt, — das übersende ich Ihnen hier mit zehn Pfennig frankirt, kostenlos zum Gebrauch! Als einen unendlich werthvollen Schatz für Sie, für jeden Menschen und als ein unvergängliches Denkmal an mich, der ich es in diesen Blättern eingrabe.

Und nun folgen Sie mir! Der Weg geht an jeder Apotheke, an jedem Doctorschild, selbst an des Freundes Hausthür, an jeder rothlaternten Kneipe, an allen Tempeln der Freude und religiösen Erhebung, an allen Wohnungen der Menschen vorüber, — er führt Sie in — die Natur!!

Ja! In die Natur, wo Gottes Athem rauscht und der Flügelschlag der Freiheit weht! In die Natur, wo Smaragd-Glanz auf Wiesen und Gebüsch schimmert, wo es in den Lüften zwitschert, flötet und lockt, wo die Goldwellen der Sonne sich am Waldesrand brechen, in den wir eintreten und horchen, wie es in den Baumwipfeln flüstert. Da murmelt der Quell durch den Moos-

pfad, dort entflieht das freigeborene Reh, das schon beim Knacken des dürren Astes aufscheucht, und hier lagern wir uns und athmen den erquickenden Duft ein und unser entzücktes Auge verliert sich in dem dunklen Blättergewirr und verfolgt das braune Eichkätzchen, das mit seinem buschigen Schwänzlein blitzschnell von Zweig zu Zweig springt. —

In diesem zauberhaft geschmückten Reiche der Freiheit, Wahrheit und stillschaffenden Demuth steht der schlummernde oder kranke Geist des Menschen wieder auf, seine Kräfte kehren wieder und die Erschlaffung, die ihn noch eben verzagen ließ, verwandelt sich in ein Selbstvertrauen, durch das er Welten zu erobern und Völker zu beherrschen vermag!

Heilige, göttliche Natur! Besiegerin aller Leidenschaften, Trösterin geprüfter Herzen, Spenderin alles Glückes, — du bist der große Arzt, der auch die Krankheiten des Geistes heilt und den Menschen sich selbst zurückgiebt!

Aber, — wir alle müssen sie suchen und ihre schrankenlose Unendlichkeit, und deßhalb — ihre „Göttlichkeit" begreifen lernen!

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

